
ZEUGENAUSSAGEN
AUS DEM CONTRA-KRIEG
GEGEN NICARAGUA
**UNSCHULDIGES
BLUT**

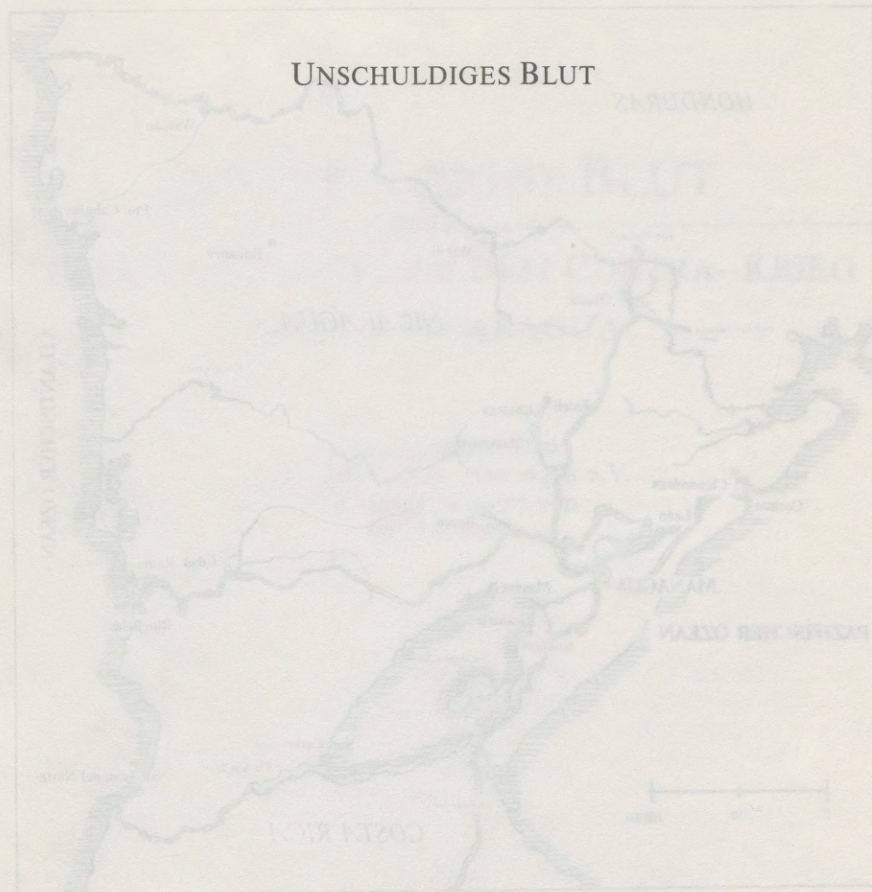
TEÓFILO CABESTRERO



DIE
WEISSE REIHE

Edition
Nahua

UNSCHULDIGES BLUT





TEÓFILO CABESTRERO

UNSCHULDIGES BLUT

ZEUGENAUSSAGEN AUS DEM CONTRA-KRIEG GEGEN NICARAGUA

Herausgegeben vom
Informationsbüro Nicaragua e.V.
mit einem Vorwort von
Helmut Frenz

Edition Nahua

Titel der mexikanischen Originalausgabe:
 Nicaragua: Crónica de una sangre inocente
 La guerra sucia de los „paladines de la libertad“.
 Erschienen bei Editorial Katún, S!A!, México, D.F. 1985

Für die deutschsprachige Ausgabe
 © Copyright bei Edition Nahua,
 Veröffentlichungen zu Mittelamerika GmbH, Wuppertal 1987

1. Auflage 1987
 Edition Nahua
 Veröffentlichungen zu Mittelamerika GmbH
 Postfach 10 13 20
 5600 Wuppertal 1
 Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Hans Roeder
 Übersetzung aus dem Spanischen: Ingrid Schleicher, Imme Scholz,
 Sabine Speiser und Hildegard Koberstein
 Fotos: Archiv „Barricada“, Managua
 Umschlag: Jule Steinbach, Wuppertal
 Umschlagfoto: Heinz Wiedenroth (Archiv Informationsbüro Nicaragua e.V.,
 Wuppertal)
 Satz und Druck: Druckwelle Offsetdruck, Wuppertal
 Verarbeitung: Umbruch – Graphische Weiterverarbeitung, Wuppertal
 Printed in Germany

CIP – Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Cabestrero, Teófilo :
 Unschuldiges Blut : Zeugenaussagen aus d.
 Contra-Krieg gegen Nicaragua / Teófilo
 Cabestrero. Hrsg. vom Informationsbüro Nicaragua
 e.V. Mit e. Vorw. von Helmut Frenz. [Übers. aus
 d. Span.: Ingrid Schleicher ...]. – 1. Aufl. –
 Wuppertal : Edition Nahua, 1987.
 (Die weiße Reihe)
 Einheitssacht.: Nicaragua: crónica de una
 sangre inocente <dt.>
 ISBN 3-923329-34-2

Die Edition Nahua verlegt und vertreibt Materialien zu Mittelamerika.
 Alleiniger Anteilseigner ist das Informationsbüro Nicaragua e.V., Wuppertal.
 Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an.

INHALT

VORWORT	7
EINLEITUNG	11
1. ERMORDUNG VON BAUERNFÜHRERN	15
Die Opfer – Die Zeugen	18
Das erste Opfer war Georgino Andrade 21; Der brutale Mord an Rosendo García 23; Der Tod von Presentación Ponce 27; Abel Quin- tero, Opfer eines Brudermordes 32; Das Massaker von San Francisco del Norte 34	
2. ENTFÜHRUNGEN, VERGEWALTIGUNGEN, TERROR	41
Die Opfer – Die Zeugen	44
„Der Großteil der Contras waren entführte Bauern“ 48; Totogalpa, ein von Angst gelähmtes Dorf 50; „Wie können sie die Bibel lesen und uns so quälen?“ 52; „Sie erhängten ihn und hackten ihn in Stücke“ 54; „Es ist ungerecht, wenn man guter Taten wegen verfolgt wird“ 56; „Die Contra verbrennt die Ernten und stiehlt die Tiere“ 60; Massenentführung aus Mozonte 62; Entführungen von Miskito- Indianern 63; Santa Rosa lebt in ständiger Wachsamkeit 66; Es sah aus, wie die Verabschiedung von Soldaten, die in den Krieg ziehen 67; „Ich habe dann das Ehepaar liquidiert“ 70; ... auch ihre Leben waren vergewaltigt worden 75; Die Vergewaltigung von zwei deutschen Brigadistinnen 76; Die Ermordung von Albrecht „Tonio“ Pflaum und dreizehn Nicaraguanern 81; Die Entführung von Jacinto Vaca 82; „Später hörten wir sie lachen und Witze reißen“ – Der Mord an Berndt Koberstein und seinen Freunden 86;	
3. MASSAKER	91
Die Opfer – Die Zeugen	94
Die Familie Palacios Ramos wird ausgelöscht 96; „Meine Compa- ñeros haben sie bei lebendigem Leibe verbrannt“ 100; Bei den Flüchtlingen in Estelí 104; „Glaubt Reagan denn, Gott sieht das alles nicht?“ 107	

4. ZERSTÖRUNGEN VON BAUERNKOOPERATIVEN	111
Die Opfer - Die Zeugen	114

„Die Contra zerstört, was wir aufbauen“ 117

5. AUSSAGEN VON ZWEI US-AMERIKANISCHEN ORDENSLEUTEN	123
Die Opfer - Die Zeugen	126

VORWORT

Ich schreibe dieses Vorwort am Vorabend meiner Reise nach Nicaragua, wo ich gemeinsam mit elf weiteren Christen aus der BRD in der Region von Siuna einen Monat lang eine Friedenswoche durchführen werde. Wir werden in umkämpftes Gebiet gehen, wo die Bevölkerung unter ständiger Furcht vor den Gewaltverbrechen der US-Söldnertruppe der Contra leben muß.

Über die Region von Siuna schreiben zwei Nonnen in diesem Buch: „Seit unserer Ankunft in dieser Gegend mußten wir eine gewaltige Zunahme der Gewaltakte der Contra gegen die Zivilbevölkerung erleben. Wir erleben es, daß die meisten Angriffe sich gegen wehrlose Personen richten, die in keiner Weise in Militäraktionen verwickelt sind.“

In den zurückliegenden Monaten erlebten wir schreckliche Angriffe gegen die Bevölkerung. So entstand in uns ein neues Bewußtsein, und gleichzeitig bereitet es uns große Schmerzen. Es hat grausame Angriffe gegen die Genossenschaften gegeben und gegen die Menschen, die in dieser Gegend hier leben, wo die Contra durchzieht und alle möglichen Übergriffe begeht wie Verfolgung, Entführung und Mord.“

Immer wieder bin ich gefragt worden: Warum geht ihr in diese gefährliche Gegend? Wißt ihr nicht, daß sich gefährdet, wer sich in Gefahr begibt und sich nicht wundern soll, wenn er darin umkommt!

So ähnlich lautet sogar die amtliche Meinung unserer Bundesregierung im Blick auf die Entwicklungshelfer und Arbeitsbrigadisten in Nicaragua. So werden wieder einmal Opfer zu Tätern abgestempelt. So wird amtlicherseits Abschreckung betrieben, damit ein Freiraum entsteht, den die politischen Täter mit ihren ideologischen und wirtschaftlichen Interessen füllen können. Und dies alles geschieht „auf Kosten“ der Bevölkerung von Nicaragua. „Auf Kosten“ heißt dann konkret: Die Menschen in Nicaragua bezahlen mit ihrer Arbeitskraft, mit ihrer Menschenwürde, mit ihrem Blut und ihrem Leben. Die Nutznießer dieses grausamen Krieges gegen Nicaragua sitzen außerhalb des Landes, vornehmlich in den USA und Westeuropa. Damit das nicht an den Tag kommt, werden die Tatsachen verdreht oder verschwiegen.

Dieses Entstellen, Verdrehen, und Verschweigen der historischen Tatsachen, ihrer Zusammenhänge und ihrer Hintermänner ist für mich von Tag zu Tag unerträglicher geworden. Ich kann nicht länger schweigen. Ich muß meine Stimme denen leihen, die verstummt oder verschwiegen werden. Deshalb muß ich zu ihnen gehen, muß mich an ihre Seite stellen und möchte mit ihnen ein Stück Weges gehen.

Ich bin dabei vollkommen gewiß, daß ich mich auf die richtige Seite stelle; denn ich gehe zu den Schwachen, zu den Verfolgten, zu denen, die sich ihre Freiheit erkämpft haben und die nun wieder eingefangen und in das

Gefängnis der Ausbeutung und der Unterdrückung verschleppt werden sollen.

Dieses Buch redet von den Tatsachen, von den Verbrechen der Contra an der Bevölkerung Nicaraguas. Ich muß von den Verbrechern reden. Da sie sich verstecken und verkleiden, muß ich sie benennen und demaskieren. Sie zeigen auf die sandinistische Regierung in Managua, auf Cuba und Moskau und rufen – verstärkt durch gekaufte oder verblendete Massenmedien –: Haltet den Dieb! Und dann machen sie sich mit der Beute auf und davon.

Ich frage: Wer sind die Nutznießer des Krieges in Nicaragua? Die Menschen in Nicaragua ganz bestimmt nicht, denn sie leiden, kämpfen und sterben für ihre Befreiung und für ihre Menschenwürde. Gegen wen müssen sie sich verteidigen? Gegen ihre früheren Unterdrücker, Verfolger und Ausbeuter.

Die historischen Tatsachen sind eindeutig: Rund 40 Jahre beherrschte der Diktator und Tyrann Somoza das Land Nicaragua. Die Somozas wurden von den USA eingesetzt, gestützt und finanziert. Einem amtlichen Bericht des US-Kongresses vom 10.9.1969 ist zu entnehmen, daß in der Zeit von 1798 bis 1969 die USA 150 mal militärisch in Lateinamerika intervenierten, davon 12 mal in Nicaragua. Von 1912 bis 1933 war Nicaragua ein von US-Truppen besetztes Land. Bevor die letzten US-Marinetruppen das Land verließen, hatten sie die Nationalgarde unter Somoza als Unterdrückungsapparat etabliert. Die USA haben dem Volk von Nicaragua niemals Befreiung gebracht, sondern stets nur Kolonialismus, d.h. Unterdrückung und Ausbeutung! Niemals wurden Anstrengungen unternommen, die Menschen in Nicaragua aus Elend, Unwissenheit und Ausbeutung zu befreien. Im Gegenteil: Stets verfolgten die Machthaber ein Projekt des Todes.

Unter Führung der Sandinisten hat sich das Volk zum Befreiungskrieg erhoben, ist auferstanden gegen den Tod. 1979 war die Tyrannei besiegt. Der Preis für die Befreiung war hoch: 40.000 Menschen fanden den Tod.

Die Befreiung aus der US-Knechtschaft bedeutet eine große Herausforderung, die Zukunft frei und menschenwürdig zu gestalten. So wurde die sandinistische Revolution als Projekt des Lebens entworfen: Gerechtigkeit, Menschenwürde und Freiheit. Konsequenter wird dieses Projekt des Lebens ins Werk gesetzt:

„Die Todesstrafe ist abgeschafft.“ So lautet das erste Gesetz, das die sandinistische Regierung schon wenige Tage nach der Befreiung verkündet. Damit wurde ein Zeichen gesetzt, das Tomás Borge mit den Worten interpretierte: „El día del triunfo es el día del perdón.“ Der Tag des Sieges ist der Tag der Vergebung. Wann hat es das in der Geschichte der Völker gegeben, daß eine Revolution nicht abrechnet, sondern Vergebung anbietet und ausspricht! Revolution nach der Befreiung als Projekt des Lebens kann nicht mit der Todesstrafe leben. Also wird sie abgeschafft.

Hat das US-Projekt des Todes die Menschen in Abhängigkeit gehalten durch Unterdrückung, Unwissenheit und Krankheit, so verfolgt das Projekt des Lebens die konsequente Befreiung aus Elend, Unwissenheit und Krankheit. Agrarreform und gerechte Landverteilung, Alphabetisierung und Gesundheitsdienst zum Nulltarif sind entscheidende Maßnahmen zur

Realisierung der sandinistischen Revolution. Hier werden die sozialen und wirtschaftlichen Menschenrechte, wie sie 1966 in einem internationalen Pakt verbrieft wurden, in die Tat umgesetzt und verbürgt.

Artikel 1 des „internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte“ lautet: „Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung. Kraft dieses Rechtes entscheiden sie frei über ihren politischen Status und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung. Alle Völker können für ihre eigenen Zwecke frei über ihre natürlichen Reichtümer und Mittel verfügen, unbeschadet aller Verpflichtungen, die aus der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit auf der Grundlage des gegenseitigen Wohls sowie aus dem Völkerrecht erwachsen. In keinem Fall darf ein Volk seiner eigenen Existenzmittel beraubt werden ...“

Geradezu vorbildlich haben die Sandinisten diese „wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte“ ihrem Volk verbürgt. Es kann nicht der geringste Zweifel gehegt werden, daß das Projekt des Lebens, wie die sandinistische Revolution es entworfen und bis heute in die Tat umgesetzt hat, auf der Grundlage der Priorität der kollektiven Menschenrechte ins Werk gesetzt werden konnte. „Priorität“ heißt in diesem Zusammenhang nicht „auf Kosten“ der individuellen Menschenrechte. Es bedeutet aber, daß unter bestimmten, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten die notwendigen politischen Akzente gesetzt werden müssen. „Die Menschenrechte sind unteilbar und universal“, so beteuern es alle. Das bedeutet doch, daß sie nur als Ganzes zu haben sind und nicht teilweise und nur für Einzelne!

In Nicaragua bedeutet das konkret, daß nach jahrhundertelanger Unterdrückung die ersten Schritte auf dem Wege der Befreiung eines Volkes (!) nur getan werden konnten, indem das Leben garantiert wird durch die Abschaffung der Todesstrafe, durch angemessene Gesundheitsvorsorge und durch Befreiung aus Ignoranz und wirtschaftlicher Abhängigkeit.

Bei der historisch vorgegebenen Ungleichheit der Bürger ist es auch notwendig, die geraubten Privilegien der ehemals Mächtigen in Politik, Wirtschaft und Kultur zu entmachten und gleichzustellen. Natürlich protestieren diese und schreien „Unrecht“. Es liegt einfach daran, daß ihr Gerechtigkeits-sinn pervertiert ist, indem sie Vorrechte als Rechte betrachten. Vorrechte abzubauen, ist notwendig. Nur Unterdrücker und Ausbeuter bezeichnen den Abbau von Privilegien „Menschenrechtsverletzungen“. So ist es überhaupt kein Wunder, daß die Anprangerung von Menschenrechtsverletzungen vornehmlich aus dem Munde derer ertönt, die Unterdrückung und Ausbeutung anderer zu ihren Vorrechten rechnen.

Wer wie die Sandinisten das Projekt des Lebens verfolgt, wird nicht umhin können, zur Wahrung des Lebens aller in Not-, Krisen- und Kriegszeiten gewisse individuelle Rechte einzuschränken – sofern dieses nicht willkürlich und diskriminierend geschieht. Solche Einschränkungen sind bedauerlich und dürfen nur befristet gelten.

Nicaragua durchlebt seit einigen Jahren Not-, Krisen- und Kriegszeiten. Das Projekt des Lebens ist gefährdet, weil der US-Imperialismus und der anti-

kommunistische Missionswahn seines Präsidenten Reagan das Projekt des Todes in ihrem „Hinterhof“ Mittelamerika ausbreiten wollen.

Ich möchte bei denen sein, die für ein menschenwürdiges Leben eintreten. Deshalb gehe ich jetzt nach Nicaragua.

Helmut Frenz
Ammersbek, den 4.10.86

EINLEITUNG

In den Bergen Nicaraguas, welche die Truppen der FDN, die Contra, immer wieder heimsuchen, sagte ein Bauer zu mir: „Die Opfer des Contra-Krieges, den die USA finanzieren, sind wir, die wehrlosen und armen Bauern.“

Vom 4. bis zum 20. Februar 1985 hörte ich in zwei nördlichen Regionen Nicaraguas sechzig Zeugenaussagen von Zivilpersonen, die Opfer von Entführungen, Hinterhalten, Vergewaltigungen und Überfällen der Contra geworden waren, oder die Massaker überlebt hatten, in denen ihre Familienangehörigen oder Freunde und Bekannte getötet worden waren.

Ich reiste in die Täler und Berge des Grenzgebietes zu Honduras, in die Regierungsbezirke Nueva Segovia und Chinandega. Ich habe sowohl Gemeinden und Landkreise in der Nähe von Ocotál, Estelí und Somotillo besucht, als auch eine kürzlich mit schrecklicher Brutalität angegriffene Kooperative von Campesinos im Norden des Regierungsbezirkes León. Es ist die Reiseroute einer Chronik vom Tode unschuldiger Menschen, die mit der Zeugenaussage zweier nordamerikanischer Ordensangehöriger über die barbarischen Verbrechen endet, die an der Zivilbevölkerung zweier anderer bäuerlicher Gegenden Nicaraguas, Paiwas im Regierungsbezirk Matagalpa und Siuna in Nord-Zelaya an der Atlantikküste, begangen wurden.

Es ist weit mehr unschuldiges Blut in Nicaragua vergossen worden. Die Rechte auf Eigentum und Leben von Zivilpersonen sind noch viel häufiger verletzt worden und es gibt noch weitere Kriegsgebiete. Dies ist eine Chronik vom vergossenen Blut unschuldiger Opfer, Teil des höchsten Tributs, den dieser schmutzige Krieg fordert, der endlich aufhören muß.

Ich habe keine Militärangehörigen, keine Politiker befragt oder besucht, alle Zeugenaussagen stammen von Zivilpersonen. Ich bin von Kirchengemeinde zu Kirchengemeinde gereist. Meine einzigen Verbindungen an den verschiedenen Orten waren Priester und Ordensleute.

Die Schilderungen der Interviewten, Männer und Frauen, in der Mehrzahl arme Campesinos, wurden von mir sämtlich aufgezeichnet oder auf Band aufgenommen und sind für diese Seiten mit dem Respekt übernommen worden, den das vergossene Blut, der Tod, die Trauer, das Entsetzen, der Kummer und die Tränen Armer verdienen. Über diesen schmutzigen Krieg berichten unschuldige und wehrlose Opfer. Diese Chronik bewahrt ihr vergossenes unschuldiges Blut, ihr getötetes oder verletztes und zerstörtes Leben, ihre Tragödie, die in Vergessenheit zu geraten droht. Die Unschuld und das Blut tragen Namen von Personen und Familien, von Orten und Ereignissen, die sich zu einem einzigen Aufschrei vereinen, der mit Recht fordert, daß dieser Krieg aufhört und endlich Frieden herrscht.

Das vergossene unschuldige Blut bezeugt eine schreckliche Wahrheit, die

wie ein stürzender Fluß, Tropfen für Tropfen, Tag für Tag, Nacht für Nacht, sich über die Erde Nicaraguas ergießt, eine Wahrheit, die verdrängt wird, und an deren Stelle die Vereinfachung und die Lüge tritt. Die wahre Geschichte dieses Krieges, seine Ursachen, seine verdeckten Abläufe und seine bitteren Früchte an vergossenem unschuldigen Blut, kann nicht für immer derartig verfälscht bleiben. Dieser schmutzige Krieg, den heute diejenigen betrügerisch rechtfertigen, die den Lauf der Geschichte der armen Völker aufhalten wollen, wird niemals von der Geschichte gerechtfertigt werden.

An den gleichen Tagen, an denen ich den Schilderungen der zivilen Opfer der Contra über Entführungen, Drohungen, Folterungen, Vergewaltigungen, Diebstählen, Morden, Massakern, Zerstörungen und Brandstiftungen zuhörte, hörte ich spätabends in „Die Stimme der Vereinigten Staaten von Amerika“ die Reden von Präsident Reagan, der die Contras beharrlich verteidigt und sie „Vorkämpfer für Freiheit und Demokratie“ nennt.

Am 5. Februar zum Beispiel, nachdem ich zwei junge Bäuerinnen, die, jede vor den Augen ihrer Mütter und Kinder, von zwei Contras vergewaltigt worden waren, und vier Männern zugehört hatte, die von der Contra entführt, nach Honduras verschleppt, dort mißhandelt und zur Arbeit gezwungen worden waren, hörte ich Präsident Reagan, der in seinem jährlichen „Bericht zur Lage der Nation“ die „Unterstützung der Freiheitskämpfer“ rechtfertigte.

Am 16. Februar hörte ich in San Francisco del Norte den Eltern zweier Jugendlicher zu. Dem einen hatten die Contras die Hände abgehackt, dem anderen hatten sie den Schädel mit einem Knüppel eingeschlagen („wie man eine Schlange tötet“, sagte sein Vater zu mir). Schon in Estelí hatte ich von zwei Überlebenden einer Gruppe von (zivilen) Arbeitern, die mit einem Lastwagen in einen Hinterhalt der Contras geraten waren, vernommen, wie diese Verletzte mit Bajonetten getötet und andere lebendig verbrannt hatten. Später, in der Nacht dieses 16. Februars, hörte ich Präsident Reagan in seiner an jedem Samstag ausgestrahlten Rede sagen: „Es gibt mehr als 15000 Freiheitskämpfer, die für Freiheit und Demokratie in Nicaragua kämpfen. Sie sind unsere Brüder. Wie können wir sie verleugnen? Wie können wir ihnen unsere Hilfe verweigern, wenn sie wissen, daß ihr Kampf letzten Endes unser Kampf ist? Ihnen unsere Unterstützung verweigern, würde heißen, das Gelöbnis unserer Vorfahren, all denen zu helfen, die für die Freiheit kämpfen, zu verraten. Dies ist somit nicht nur legal, sondern in Einklang mit unserer Geschichte.“ Er stellte die Contras in Nicaragua mit den großen Befreiern Simón Bolívar und Lafayette auf eine Stufe...

Am 1. März berichteten mir zwei nordamerikanische Ordensangehörige, die in Gebieten arbeiten, in denen die Contra operiert, wie die Contras dort einige Laienpriester ermordet hatten; wie sie sofort auf ein elfjähriges Mädchen schossen, das entsetzt rief: „Tötet mich nicht, tötet mich nicht“; wie die Contras eine Vierzehnjährige vergewaltigten und sie danach abschlachteten, ihr den Kopf abschlugen und ihn an einem Weg an einem Baum aufhängten, um die gesamte Umgebung zu terrorisieren. Die nordamerikanischen Ordensangehörigen sagten mir: „Wir haben gesehen, daß die Contras nicht die geringste Spur von Menschlichkeit haben, auf ihrem Weg säen sie,

wie die Horden Attilas, Tod und Schrecken. Die Unterstützung der Contra ist unmenschlich. Die Contras 'Vorkämpfer der Freiheit' zu nennen, ist blanker Hohn.“ Zur gleichen Zeit an diesem 1. März, in der ich dies protokollierte, sagte Reagan auf einer Konferenz der konservativen „Politischen Aktion“: „Diese Freiheitskämpfer sind unsere Brüder, und wir müssen sie unterstützen. Sie sind das moralische Äquivalent unserer Gründerväter und der tapferen Männer und Frauen der französischen Résistance. Wir können ihnen nicht den Rücken kehren. Dieser Kampf ist kein Kampf der Rechten gegen die Linke, sondern des Guten gegen das Böse.“

Der brutale Gegensatz zwischen dem, was Reagan sagt, und dem, was mir die zivilen Opfer der Contra und die nordamerikanischen Ordensangehörigen sagten, macht mich tief traurig. Ich wünschte, daß Präsident Reagan diese Männer, diese Frauen, diese Kinder, die unschuldigen Opfer seiner „Freiheitskämpfer“ hören könnte, und daß er diese Ordensangehörigen hört, die US-Bürger sind und glaubwürdige Zeugen dieses Krieges in Nicaragua.

In den USA sind schon einige Verletzungen der Menschenrechte durch die Contra an die Öffentlichkeit gedrungen. America's Watch bestätigt in einem Bericht über „Kriegsverletzungen beider Seiten in Nicaragua“, der am 5. März 1985 in Washington veröffentlicht wurde, daß die FDN diejenige Gruppe der Contra ist, die die engsten Verbindungen mit der CIA hat und die meisten Rechtsverletzungen verübt. Es werden Angriffe auf Zivilisten, Entführungen, Vergewaltigungen von Frauen sowie Terroranschläge zur Zerstörung der Kaffee-Ernte aufgeführt. Die USA werden angeklagt, die Contras bei der Verübung dieser Verbrechen zu unterstützen.

Weitere, ähnliche Berichte von privaten Menschenrechtsorganisationen über Übergriffe und Angriffe der Contras auf Zivilisten sind in der Öffentlichkeit bekannt.

Die zivilen Opfer, die ich besucht habe, sprechen von den Übergriffen wie von einem ganz gewöhnlichen Vorgehen der Contra in diesen Gebieten, in denen die Bauern die Namen „la contra“ und „la guardia“ (nach der früheren Nationalgarde Somozas; d.Ü.) benutzen, um die Kräfte der FDN zu bezeichnen.

Mir fiel auf, daß die schlichten, armen und wehrlosen Menschen, die immer mit Schmerz und manchmal mit Entsetzen und unter Tränen mit mir sprachen, in ihrem Gedächtnis alle Einzelheiten der Taten behalten hatten, die sie an ihrem eigenen Leib, in ihrer Familien, in ihrer Kooperative oder in ihrer Gemeinde erlitten hatten. An alles erinnerten sie sich, bis ins kleinste Detail, auch wenn sie von Ereignissen sprachen, die zwei oder drei Jahre früher geschehen waren. Sie bewahrten ihre Würde, wenn sie erzählten. Sie wußten, daß ihre Berichte Geschichte machen. Einer der Überlebenden eines Blutbads in der Nähe von Wiwilí, ein Mann, der am ganzen Körper vor Schmerz litt, sagte zu mir: „Sehen sie, ich blieb am Leben, um berichten zu können, damit das Geschehene Geschichte wird und die Welt davon weiß.“

Deshalb entschied ich, die Aussagen der Zeugen bis in ihre kleinsten Details in ihrer Gesamtheit zu bewahren, wie Gerichtsakten, wie Protokolle von Märtyrern, denn solches sind sie: Urkunden, wahrheitsgemäße Belege

über das vergossene Blut Unschuldiger und Aussagen darüber, daß in Nicaragua der Schmerz menschlicher und würdiger, alltäglicher, konkreter und komplexer — und die Ungerechtigkeit dieses schmutzigen Krieges grausamer und unmenschlicher — ist, als die Welt zu wissen scheint.

Mit allen, die an das Evangelium Jesu glauben, (die glauben, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes und der auferstandene Herr ist, der gekreuzigt wurde und die endgültige Macht hat, alle Gekreuzigten zum Leben zu erwecken), bin ich mir einig, daß Er uns sagen wird: „Ich war unschuldig in Nicaragua, ich war arm und wehrlos, wurde entführt und nach Honduras verschleppt. Ich hatte angesichts der Todesdrohungen Angst; sie brannten mein Haus nieder. Ich arbeitete in der Alphabetisierungskampagne, ich war Laienprediger, ich arbeitete mit in meiner Gemeinde. Sie suchten mich und töteten mich mit Messerstichen. Sie vergewaltigten mich; durch sie wurde ich sechs Tage nach meiner Geburt zum Waisen. Sie benutzten mich als lebende Zielscheibe und machten sich über meine unschuldige, kindliche Angst lustig; sie schlachteten mich ab, sie verbrannten mich bei lebendigem Leibe, sie massakrierten mich...“

Mit denen, die überzeugt sind, daß dieses vergossene unschuldige Blut mehr ist, als das, was man ihm bloß ansieht, bin ich mir einig, daß der Herrgott fragen wird: „Was habt Ihr getan? Das unschuldige Blut eurer Brüder in Nicaragua schreit...“

Teófilo Cabestrero

ERMORDUNG VON BAUERNFÜHRERN



Die Opfer

1. Georgino Andrade (29), 18.5.80†
2. Rosendo García (etwa 30), 13.2.81†
3. Presentación Ponce (46), 18.3.81†
4. Abel Quintero (40), 23.3.81†
5. Laura Isaura (5 Monate), März 1984†
6. Reinaldo Barrera Carrasco (27), Luis Alberto Espinoza (15) und zwölf weitere Campesinos, 24.7.82†
Constantino Espinoza (45) und José Santos (38), am 24.7.82 verschleppt und am 3.12.82 bzw. 3.1.83 aus der Gefangenschaft geflohen. Arturo Espinoza (22), durch einen Granatsplitter verwundet.
7. Señor Matínez, 8.2.85†

Die Zeugenaussagen wurden in den Orten Somotillo, Jifocua, Los Limones, Santo Tomás, San Pedro und San Francisco del Norte im Regierungsbezirk Chinandega (Region II) aufgenommen.

Übersetzung aus dem Spanischen: Ingrid Schleicher

Foto auf Seite 16/17: Beerdigung der Opfer des Massakers von San Francisco del Norte, Juli 1982.

Die Zeugen

Máximo Andrade und José Ignacio Bustos
Berta Robelo und ihre Schwester Corina
Angel Arnaiz, Juan Pablo Ponce, María Luisa Ríos, Ana Rosa Ponce, Alfredo Ponce, Valentín Ponce, Desiderio Ponce
Vidal Quintero, Luis Quintero, Julian Quintero, Cipriana Ríos
eine Tante von Laura
Francisco Solano Barrera, Odili Moncada de Espinoza, Constantino Espinoza, José Santos, Arturo Espinoza. Die Espinozas verloren durch das „Massaker von San Francisco“ fünf Familienangehörige.

Seine Witwe und zwei Söhne

An dem Tag, an dem ich nach Somotillo kam, das sieben Kilometer von Honduras entfernt im Norden des Regierungsbezirks Chinandega liegt, hörte ich um halb zehn Uhr abends eine starke Explosion, wie von einem Mörser oder einem Granatwerfer. Dann fielen Schüsse. Danach herrschte die ganze Nacht Stille. Ich erfuhr später, daß die Contra einem Zivilfahrzeug mit einer Claymor-Mine aus nordamerikanischer Herstellung einen Hinterhalt gelegt hatte. Die Mine explodierte, das Fahrzeug kam durch und die Contras hatten es beschossen. Es gab keine Opfer. Dies geschah zwei Kilometer von Somotillo entfernt, als der Verantwortliche eines von der Schweiz finanzierten Landstraßenbauprojektes, das für die Gemeinden des Landkreises einen großen Fortschritt bedeutet, in einem Zivilfahrzeug zurückkehrte.

Danach waren die Nächte ruhig in Somotillo. Tagsüber nahm ich Zeugenaussagen auf, von zivilen Opfern in den Landkreisen Jifocua und Los Limones, in den Gemeinden Santo Tomás, San Pedro und San Francisco del Norte, die in den Bergen liegen, bzw. am Fluß Guasaule, an der Grenze zu Honduras. Ich stellte fest, daß die Explosion keinen militärischen Vormarsch angekündigt hatte, es war wieder einmal eine terroristische Aktion mehr gegen die Zivilbevölkerung gewesen, die zu den anderen hinzukam, von denen ich später in jener Nordregion des Regierungsbezirks Chinandega hören sollte.

Man hatte mir gesagt, daß die Contra, die heute den Krieg verstärkt, in den Jahren 1980 und 1981 von dort aus die blutigen Überfälle auf die Zivilbevölkerung begonnen hatte.

Ich ließ die Baumwollfelder von Chinandega am Fuße des gewaltigen Vulkans San Cristóbal hinter mir, wo gerade die Baumwollernte zu Ende ging. Ich ging durch die Pflanzungen, überquerte einige stark bewachte Brücken und drang in die staubige Trockenheit ein, die Somotillo im Sommer einhüllt. Unter der sengenden Sonne sah ich die nackte und ungeschminkte Armut der steinigen Erde, darauf die Hütten aus Pfählen und Lehm. Ich sah ein Gewirr von Kindern und noch mehr Tieren (Schweine, Hühner, Truthähne, die eine gute Nahrungsmittelreserve darstellen). Man sagte mir, daß hier Mais, Sago und „miyón“ (ein Sago-ähnliches Getreide für die Ernährung von Tieren und Menschen) und in den hochgelegenen Zonen Bohnen angebaut werden. Ich sah Rinder, und wenn ich mich bis auf einen Steinwurf entfernt der Grenze näherte, konnte ich das Vieh in Honduras sehen. Alles war ruhig. „Als Alvarez Martínez Chef der honduranischen Armee war, war es hier gefährlich“, sagten mir die Leute, „vor den Mörsern der honduranischen Armee hatten wir mehr Angst, als vor den Überfällen der Contra.“

Ich sah dicht belaubte Mangobäume, einzelne herrliche Mahagoni- und Guanacastebäume, Restbestände alter Urwälder. Einige Cortis-Bäume mit ihren platzenden Rinden breiteten wie in einer zärtlichen Umarmung ihre Äste mit gelben Blüten über die Dürre der Trockenzeit und des Schmerzes. Ich dachte an das Drama der Armen, die ihr Land und ihre Heimat verließen, um sich in Lagern und Siedlungen vor den Städten zusammenzuschließen,

„auf der Flucht vor dem Terror, den die Banden der Guardias gegen uns verüben“, wie sie sagen.

In dieser Gegend traf ich einen Dominikaner aus San Francisco, Kalifornien, der von der Bevölkerung „Vicente“ genannt wird. Er sagte mir: „Die Contra vernichtet das Volk, zerstört sein Lebensprojekt, seine Anstrengungen, die Formen seiner sozialen Ordnung, seine Führer, das ganze Volk.“ Pater Vicente war für mehrere Monate in diese Gegend gekommen und wird danach in den USA für die Solidarität mit dem nicaraguanischen Volk arbeiten. „Man muß die Bevölkerung der USA über die Zerstörungen aufklären, die durch die Politik Präsident Reagans finanziert und unterstützt werden“, meinte er. „Das nordamerikanische Volk muß angesichts dieser betrügerischen Politik die Verantwortung übernehmen.“

Vicente war bei den 26 Interviews, die ich in der Gegend machte, dabei. „Ich möchte zuhören“, sagte er, „um die Wahrheit in die USA zu bringen.“

DAS ERSTE OPFER WAR GEORGINO ANDRADE

„Damit hatten wir nicht gerechnet, wir waren sehr erschrocken, daß sie Georgino ermordeten; und auf so brutale Art! Damals war es ruhig in unserem Landkreis, wir sahen weder die Notwendigkeit, uns verteidigen noch bewaffnen zu müssen. Es gab gerade ein Gewehr in jeder Gemeinde. Sie kamen heimtückisch, um unseren Georgino zu ermorden, unseren Führer und Bruder.“ Das sagte ein Bewohner von El Nancital (einem Landkreis mit der Kreisstadt San Francisco del Norte) zu mir, während wir auf Máximo Andrade, einen Bruder Georginos warteten, um an einem Versammlungsort, an dem sich die Laienprediger getroffen hatten, ein Abendgebet für den Frieden zu sprechen.

Georgino Andrade wurde am 18. Mai 1980 in El Nancital ermordet, zum Zeitpunkt des berühmten Nationalen Alphabetisierungskreuzzuges. Fast 100000 Alphabetisierer brachten landesweit den Analphabeten unter der Bevölkerung das Lesen und Schreiben bei. Georgino, ein Campesino, erfüllte seine Aufgabe als Koordinator der Alphabetisierung in seinem Bereich mit großem Enthusiasmus. Als man von Drohungen gegen die jugendlichen Alphabetisierer hörte, hatte er gesagt: „Sie müssen über meine Leiche gehen, wenn sie einen Brigadisten angreifen wollen.“ „Sie kamen wegen Georgino“, stellte der junge José Ignacio Bustos mit Nachdruck fest. Er war mit Georgino zusammen gewesen, als eine Gruppe der Contras in sein Haus eindrang und ihn fortschleppte. „Georgino war ein bescheidener Mensch, ganz dem Fortschritt seines Volkes durch die Revolution hingegeben. Er hatte fünf Kinder zwischen sieben Jahren und zwei Monaten. Sie würden die Früchte seiner Anstrengungen sehen, hatte er gesagt. Er war ein großartiger Compañero. Er nahm an allem teil. Die Mörder wußten das, und deswegen kamen sie seinetwegen und brachten ihn um. Er war erst 29 Jahre alt.“

Über seine Aufgaben als Koordinator für die Alphabetisierung hinaus war Georgino verantwortlich für die Volksmiliz, die gerade begonnen hatte, sich zu organisieren. Er arbeitete auch in der Kirchengemeinde mit. Als man ihn verschleppte, wollte er gerade fortgehen, um an einer Gemeindeversammlung teilzunehmen. Er wollte mit der Gemeinde eine Andacht feiern, aber sie schleppten ihn fort, um an seinem Opfergang und seinem Tod für die Gemeinde ihr perverses Vergnügen zu haben...

Mein Treffen mit Máximo Andrade, dem Bruder Georginos, fand auf dem staubigen Weg statt, auf dem Máximo mit seinem Pferd zum Ort der Andacht hinaufgeritten war. Máximo ist Gemeindekatechet. Mit der Nüchternheit des Bergbauern, das Gesicht von Sonne und Wind gegerbt, gab Máximo zu Protokoll:

„Es war an einem Sonntag. Sonntagabends feiern wir immer das Wort Gottes in den Räumen der Schule. Georgino war in seinem Haus, zusammen mit einem Techniker von der Alphabetisierungsbrigade. Sie wollten gerade zu Abend essen, um danach zur Andacht zu gehen. Genau in dem Moment, als

das Abendessen auf dem Tisch stand, erschienen vier Leute im Haus, andere warteten draußen. Es waren etwa 16 Männer. Georginos Frau war die erste, die sie sah, aber sie wußte nicht, wer sie waren, und sie rief ihm zu: 'Hier sind welche, die wollen dich sprechen.' Als sie mit ihm redeten, wußte er ganz genau, wer sie waren. Sie sagten ihm, daß sie ihn fesseln würden. Er fragte, warum sie ihn fesseln wollten, er hätte doch nichts getan. Sie schleppten ihn aus dem Haus und nahmen ihn mit. Sie nahmen auch den Techniker von der Brigade mit und gingen mit ihm zu einem anderen Haus. In dem Moment kam ich und als ich mich dem Haus von Georgino näherte, wußte ich Bescheid. Es war ungefähr halb sechs Uhr abends. Ich bin dann zum Haus unseres Vaters und da sah ich schon aus der Entfernung die von den Wänden gerissenen, auf den Boden geworfenen und zerrissenen Plakate. Da begriff ich, was los war. Sie kamen mit dem Brigadisten für die Alphabetisierung. Ich sagte den Leuten, die wegen der Andacht in der Schule versammelt waren, wir müßten rausgehen und uns wehren, aber wir hatten keine einzige Waffe, und sie waren bewaffnet. Wir konnten nichts tun. Ich ging wieder zum Haus von Georgino, da stand noch das Eßgeschirr auf dem Tisch. Ich suchte die Wege ab. Nichts. Die ganze Nacht suchten wir und hofften die ganze Zeit, daß sie ihn vielleicht freilassen würden. Als es Tag wurde, begannen wir, ihn überall in der Umgebung zu suchen. Es war Mai und der Wald war noch nicht sehr dicht. Einige Arbeiter fanden ihn zwei Kilometer entfernt in El Nancital. Dort hatten sie ihn ermordet. Sein Körper hatte sechzehn Stiche im Hals, in den Rippen, im Nacken. Sie hatten ihn mit dem Bajonett umgebracht, deshalb hatten wir keinen einzigen Schuß gehört.“

José Ignacio Bustos berichtete, daß einige Contras Georgino mitgenommen und eine andere Gruppe ihn gezwungen hatte, sie dorthin zu führen, wo die Gesundheitsbrigade war. „Sie stahlen die Medikamente und die Rucksäcke. Verbrannten Poster. Stahlen das Geld des CDS (Stadtteilgruppe) und flohen nach Honduras.“ Honduras liegt sieben Kilometer entfernt.

Ich fragte Máximo Andrade, welche Auswirkungen dieser Mord gehabt hatte. „Er verursachte Angst“, antwortete er. „Es hatte keine Probleme gegeben, die an persönliche Konflikte hätten denken lassen. Wir begriffen, daß es gegen die Alphabetisierung ging. Georgino war ein großartiger Mensch mit großen Fähigkeiten. Er war ein Mensch mit einem großen Herz. Sie ermordeten ihn, um die ganze Gemeinde zu treffen, die Alphabetisierung, den revolutionären Prozeß in der Gemeinde. Nur, weil er für das Wohl der Gemeinde arbeitete, für den Wandel, damit es dem armen Volk endlich besser geht, für den sozialen Wandel, welcher der Gemeinde mit Wegen und Schulen zugute kommt. Die Leute fühlten sich getroffen und hatten Angst, aber sie reagierten. Wir wehren uns. Die Leute engagieren sich stärker in dem CDS, in der Miliz, in der Alphabetisierung. Das war es, was sie erreichten. Das war die Folge.“

Die Ermordung von Georgino rief in Nicaragua große Empörung und ein starkes Bewußtsein dafür hervor, daß die konterrevolutionären Banden Feinde des Volkes sind, weil sie die Alphabetisierung auf kriminelle Weise sabotieren. Die Contras handelten sich durch diesen Mord große Verachtung bei der Bevölkerung ein, die in ihrer großen Mehrheit in dem Nationalen

Alphabetisierungskreuzzug aktiv war. Es gab fast keine Familie in Nicaragua, die nicht eines oder mehrere Kinder hatte, die Alphabetisierer waren oder die selbst alphabetisiert wurden.

In den Medien gab es Proteste und auf den Straßen fanden große Demonstrationen statt, mit Spruchbändern, Reden, Parolen und Erklärungen, bei denen man die Ermordung Georgino Andrades als „unmenschlich“ und „barbarisch“ verurteilte und ihre Urheber, Hintermänner und Helfershelfer als „Feinde des Volkes“, der „Alphabetisierung“, „des Fortschritts“ und der „Organisierung“ der Bevölkerung bezeichnete. „Ein barbarisches Verbrechen gegen die Verwirklichung der Revolution, wie sie schöner, positiver und für die Bedürfnisse der Bevölkerung sinnvoller nicht sein kann.“ „Dies bedeutet“, sagte eine einfache Frau aus dem Volk, „die Geschichte zurückdrehen zu wollen.“ „Haben ihn etwa nicht die gleichen getötet, die früher die Studenten und Schüler ermordeten?“ sagte ein Bauarbeiter auf die Nationalgarde Somozas anspielend. Der Staatsrat erkannte in diesem „abscheulichen Mord die grausamste Tradition von Folter, Barbarei und Brutalität des Somozismus“. Sogar die Tageszeitung „La Prensa“ veröffentlichte auf der Titelseite ihrer Ausgabe vom 26. Mai 1980 einen eingerahmten Protest, in dem es hieß: „Wir lehnen die gräßliche Ermordung des Compañeros Georgino Andrade ab (...). Sich der Alphabetisierung und den Volksmilizen zu widersetzen, ist ein Attentat auf und ein Verrat an der Zukunft Nicaraguas.“

Georgino Andrade wurde für die Bevölkerung zum Märtyrer des Alphabetisierungskreuzzuges (und weitere Märtyrer sollten ihm folgen). Ganz Nicaragua nennt ihn einen Märtyrer und verehrt ihn als solchen. Nicaragua hat Georgino mit einem Lied besungen, das ihm Luis Enrique Mejía Godoy schrieb: „Georgino, Compañero, dein Licht wird weiterhin leuchten ... Schulen und Wege werden deinen Namen nennen, wenn die Bauern 'Freiheit' schreiben. Georgino, Compañero, genau wie in der Vergangenheit schwören wir, über deinen Tod zu siegen.“

Die Alphabetisierer schworen, den Alphabetisierungskreuzzug bis zum Ende durchzuführen, „bis wir auf ein Nicaragua blicken, das frei vom Analphabetismus ist.“

Die Ermordung Georgino Andrades öffnete der Bevölkerung auch die Augen für die Notwendigkeit, sich zur Verteidigung ihres revolutionären Prozesses organisieren zu müssen. Dies gab der Volksorganisation der Milizen und der CDS einen starken Impuls. Die Bevölkerung erkannte durch diesen Mord, wer die Contras sind, und was sie wollen; dies spiegeln die Zeugenaussagen gut wider. Mit dem unschuldigen Blut Georginos begann eine Geschichte, die sich bis heute fortsetzt.

DER BRUTALE MORD AN ROSENDO GARCÍA

Nachdem ich den Bericht über Georgino Andrade gehört hatte, fiel es mir leichter, die erste Phase der Geschichte der Morde an Bauernführern zu begreifen, die die Contra in dieser Gegend verübte. Alle Führer hatten irgend-

eine Verbindung zur Kirche. Sie arbeiteten mit in der Kirchengemeinde und manchmal waren auch ihre Söhne und Brüder Laienprediger. Es waren tief christliche Menschen und Familien, und auf dem Lande ist es die Kirche, die die Ausbildung dieser Führer vorangetrieben hat. Man mußte nur durch die Priester in der Gegend die Familienangehörigen ausfindig machen und ihnen zuhören.

Berta Robelo ist die Witwe von Rosendo García, eines dieser ermordeten Bauernführer. Genau vier Jahre nach seinem Tod machte sie ihre Zeugenaussage. Sie hatte immer noch abwesende Augen, die voller Trauer waren, als sie mir erzählte, wie die Contras das Ehepaar mißhandelt und Bertas Ehemann mitgenommen hatten, um ihn zu töten: „Als sie ihn fesselten, fragten sie ihn, was er mit den Tieren gemacht habe, ein Gespann Ochsen, das er hatte. Als er sagte, daß er sie nicht mehr habe, antworteten sie ihm, daß sie in erster Linie gekommen wären, um ihn zu töten, und daß sie danach die Tiere mitnehmen würden. Sie schlugen ihn. Sie schnitten ihm ein Ohr ab, und er war mit Blut überströmt. Sie sagten, daß sie ihn, wenn wir ihnen alles geben, in Ruhe lassen würden. Wir gaben ihnen alles. Sie nahmen alles mit und ihn schleppten sie auch fort. Sie ließen mir nichts, weder Geld noch sonst etwas, sie nahmen alles mit. Wir hatten diese kleine Finca, die unsere Mutter uns überlassen hatte, dort zogen wir unsere Kinder groß, und jetzt habe ich nichts. Wir zogen aus Angst nach Somotillo. Jetzt habe ich weder jemanden, der arbeitet, noch sonst etwas.“

Berta Robelo sprach sehr langsam, als ob es ihr große Schmerzen bereiten würde. Bei ihr waren ihre Schwester Corina und deren Mann, ein Bruder von Rosendo García. Wir befanden uns in einer ärmlichen Hütte, die aus Pflöcken und Stroh gebaut war, in einem Viertel, das sich in der Umgebung von Somotillo aus Vertriebenen aus den Landkreisen gebildet hatte, die durch die Angriffe der Contra am stärksten betroffen waren. Eine Gruppe von Kindern erschien im Haus, aber die Erwachsenen fanden es nicht schlimm, von diesen Dingen in Gegenwart der Kinder zu reden. Die Kinder in diesen Gegenden Nicaraguas kennen viele blutige Geschichten von der Contra.

Berta fuhr fort: „Wir wohnten in der Gemeinde Las Aguas, nahe von Cuadro, am Ufer der Río Guasaule. Wir führten ein ruhiges Leben. Mein Mann bearbeitete fünf Hektar Land, auf denen er Wassermelonen anbaute. Sie begannen schon zu reifen. Er war ein Mann mit Verstand und machte alles, um das man ihn bat. Er war Gemeindediener. Er tat viel für die Kirche, und außerdem trat er der Miliz bei; er wurde für sie verantwortlich, als es mit den Milizen in dem Landkreis begann und man anfang, sich wegen der Raubzüge der Contra-Banden zu kümmern und der Gemeindebesitz verteidigt werden mußte. Aber mein Mann hatte noch nicht einmal ein Gewehr, als die Contras kamen, nur seine Machete für die Arbeit auf dem Feld hatte er.“

„Es geschah am 13. Februar 1981. Wir waren im Haus. Er war von einer Versammlung zurückgekehrt und hatte dann noch einen Acker bewässert. Als er wiederkam, aßen wir zu Abend und legten uns schlafen. Nachdem wir uns hingelegt hatten, kamen sie, die von der Contra. Es war wohl neun oder zehn Uhr abends. Es kamen mehrere, und sie riefen ihm von draußen zu, daß er für

einen Pastoralauftrag nach draußen kommen sollte. Ich sagte ihm, daß er nicht hinausgehen sollte. Dann redeten sie drängend auf ihn ein, nannten ihn 'Compa'* und sagten, daß er wegen einer wichtigen pastoralen Aufgabe mitkommen sollte. Da stand er auf, zog sich Kleider und Schuhe an und ging hinaus. In der Hand trug er die Machete. Er ging hinaus. Da packten sie ihn, nahmen ihm die Machete weg, fesselten und schlugen ihn. Sie schnitten ihm das Ohr mit einem Bajonett ab. Nachdem sie ihm das Ohr abgeschnitten hatten, schlugen sie ihn weiter. Er war mit Blut überströmt. So sah ich ihn, ich stellte mich nämlich vor ihn, als sie ihn mit Schlägen hineintrieben. Es kamen vier von ihnen hinein, die mit Uniformen unserer Compas bekleidet waren, aber es waren keine Compas. Ich kannte keinen. Sie waren bewaffnet.“

„Nachdem sie ihn so gefesselt hatten, packten sie mich. Sie schlugen mich und sagten mir, daß sie mir die Kehle durchschneiden würden. Sie schlugen mich mit Gewehren, die sie bei sich hatten, und setzten mir ein Messer an die Kehle. Sie sagten immer wieder, daß sie mir die Kehle durchschneiden würden. Aber da ging einer von ihnen, ich glaube, es war der Anführer, in das Zimmer, in dem ich mit meinen Kindern schlafe, und er sagte zu einem der Contras, die bei ihm waren: 'Laß die Frau in Ruhe, damit sie ihre Kinder großziehen kann.' – Weil die Kinder noch klein waren.“

Ich fragte Berta, wieviele Kinder sie hatten und in welchem Alter sie waren. Sie dachte nach. Ihre Schwester half ihr: „Leonardo war ein Jahr alt; Leónides 5 Jahre; Margarita 10 und Luis Abel 12. Luis Abel lief aus dem Haus, als er die Stimmen hörte und seinen Vater gefesselt und blutend sah.“

Berta fuhr fort: „Mein Mann sagte ihnen, daß sie ihn aus reiner Willkür mißhandeln würden, weil sie dazu überhaupt kein Recht hätten und er weder ein Delikt begangen noch ihnen etwas getan habe, daß sie ihn so schlagen dürften, denn er wäre ein ordentlicher und fleissiger Mann. Und als sie ihm sagten, daß sie gekommen waren, um ihn zu töten, sagte er zu ihnen, daß, wenn sie gekommen wären, um ihn zu töten, es besser sei, wenn sie ihn nicht von seinem Haus wegbrächten. Ich stand dabei und hörte alles. Dann sagten sie zu ihm, daß sie ihn in Ruhe lassen würden, wenn sie alles mitnehmen könnten. Und er sagte zu mir: 'Gib ihnen alle deine Sachen, mit meinem Leben kannst du mehr anfangen als mit deinen Sachen.' Sie nahmen alles mit und ihn auch. Als sie ihn fortschleppten, lief ich zu meiner Schwester.“

Bertas Schwester Corina gab zu Protokoll: „Ich wohnte ganz in der Nähe. Von unserem Haus aus hörte ich durch die Stille der Nacht alles, und ich sah auch alles, weil es durch das Mondlicht so hell wie am Tage war. Als ich hörte, daß sie zu ihm sagten 'Compañero, steh auf, wir müssen in einer wichtigen kirchlichen Angelegenheit weg', da stand er auf. Als er aufstand, trug er ganz bestimmt die Machete in der Hand, denn als er die Tür öffnete, riefen sie ihm zu 'Wirf die Machete weg!' Ich hörte die Machete fallen. Dann zerrten sie ihn heraus, fesselten ihn und schlugen ihn. Als sie ihn wieder nach drinnen schleppten, war er schon verletzt. Dann kam der Junge, Luis Abel, hinausge-

* Kurzform von „Compañero“ (Freund, Gefährte), auch Bezeichnung für Angehörige des Sandinistischen Heeres; d.Ü.

laufen, und sie riefen: 'Verdammt, hier läuft einer dieser Bälger weg.' Dann kamen sie auf unser Haus zu, näherten sich von der Seite zu unserem Grundstück, bogen durch das Tor des Gemüsegartens, kehrten wieder um und gingen dann weg, als sie sahen, daß die anderen Rosendo bereits fortgeschleppten. Ich sah, daß drei blieben und den Rückzug deckten. Als meine Schwester herauskommt, sieht sie es nicht. Als sie weinend zu meinem Haus kommt, sagt sie zu mir: 'Schwesterchen, sie haben Rosendo mitgenommen.' 'Ja,' sagte ich zu ihr, 'ich habe alles gesehen und gehört, aber mach keinen Lärm, drei sind noch dageblieben und decken den Rückzug.' So hatten sie ihn fortgeschleppt, und wir beide blieben die ganze Nacht alleine. Es waren viele gewesen. Ich sah etwa 18 oder 20. Ich habe sie gut gesehen, weil es durch das Mondlicht so hell wie am Tag war."

Berta Robelo fügte hinzu: „Wir verbrachten die ganze Nacht in der Angst, daß sie zurückkommen könnten, oder daß sie sich versteckt hätten, um zu beobachten, was wir machen würden. Wir rechneten schon damit, daß, wenn sie zurückkommen würden, uns kein anderes Schicksal bleiben würde, als von ihnen umgebracht zu werden, denn wohin sollten wir fliehen? Aber manchmal dachten wir, daß sie ihn vielleicht freilassen würden, daß er zurückkommen würde. So verbrachten wir die ganze Nacht. Und als der Morgen zu dämmern begann, gingen wir los, um ihn zu suchen. Wir fanden ihn bald, nahe beim Fluß. Er war immer noch gefesselt und lag auf dem Bauch. Abgeschlachtet. Wir wollten hingehen, aber wir hatten Angst, weil er auf der anderen Seite des Flusses, auf honduranischem Gebiet, lag. Also gingen wir zum Haus zurück, und meine Schwester ging zum (Militär-) Kommando, um Hilfe zu holen, um ihn auf diese Seite zu bringen. Und so brachten wir ihn herüber. Wir gingen rüber, um ihn mitzunehmen. Er lag auf dem Bauch. Mit durchschnittener Kehle und immer noch mit nach hinten gefesselten Armen. Seine Kleidung war durchgeweicht und schmutzig, beschmutzt mit diesen Kletten, die an der Kleidung klebten. Es ist ganz klar, sie haben ihn irgendwohin verschleppt, denn dieses Unkraut gibt es auf dieser Seite des Flusses nicht. Sie haben ihn, nachdem sie ihn umgebracht haben, am Ufer des Flusses hingeworfen, damit wir ihn finden. Sein Körper wies Spuren von schweren Schlägen und Mißhandlungen auf, als ob sie ihm mit Messern oder Bajonettspitzen in den Bauch gestochen hätten.“

Corina sagte, daß sie sich nicht getraut hätte, den Toten anzusehen, wegen des Entsetzens, das sie überfiel, als sie ihn dort liegen sah, auf dem Bauch, mit durchschnittener Kehle. Berta sagte abschließend: „Ich habe ihn mir genau angesehen, weil ich seine Frau war, ich mußte ihn ansehen. Ich blieb allein, bis mein Bruder kam, um ihn hierher nach Somotillo zu tragen. Weil sie mich dort schon gefragt hatten, ob ich ihn nach Somotillo tragen lassen wollte oder ob die Totenwache im Haus gehalten werden sollte. Aber ich sagte ihnen dann, immer noch wegen der Angst, weil sie mir gesagt hatten, daß sie wiederkommen und meinen Jungen töten würden, daß, wenn keine Leute kommen würden, um mir in der Nacht beizustehen, ich besser ins Dorf gehen würde. Und dort gingen wir dann hin.“

Ich fragte sie, was sie machen würde, wenn wieder Frieden wäre. „Wenn

wieder Frieden wäre,“ antwortete Berta, „würden wir zurückkehren. Es ist schön, zu säen, zu ernten, die Kinder aufzuziehen.“ Dies war der einzige Moment, in dem Bertas Augen ein bißchen von ihrer Traurigkeit verloren. Ich stellte später fest, daß jeder einzelne dieser Morde den Ermordeten, die Familien, die zuweilen daran zerbrachen, und die ganze Bevölkerung treffen, die, ihrer unersetzbaren Führer beraubt, ihren Zusammenhalt verlieren kann. Die Verwandten eines ermordeten Bauernführers sagten mir einmal, „das ist eindeutig Geheimdienstarbeit“ und „es sind Verbrechen, die sich gezielt gegen die gesamte Bevölkerung richten.“

DER TOD VON PRESENTACIÓN PONCE

Einen Monat nach dem Mord an Rosendo García vergoß die Contra das Blut von Presentación Ponce, eines anderen Bauernführers aus der Gegend. Diese Tat erfüllte den Landkreis mit Abscheu und Empörung, weil Presentación Ponce seiner Verdienste und seiner hohen Moral wegen große Sympathie genoß, und auch wegen der Art und Weise, auf die sie ihn töteten.

Vor dem Mord an Presentación Ponce entführten die Contras zwei Dominikanerpriester, die ihr Pastoralamt in dieser Gegend ausübten. Einer von ihnen, Pater Angel Arnaiz, erzählte mir das Vorgefallene: „In jener Nacht des 18. März 1981 feierten mein Kollege, Pater Rolando Ugalde aus Costa Rica, und ich eine Abendandacht zu Ehren des Heiligen Josef. Das ganze Dorf hatte sich an dem sehr fröhlichen Kirchenfest beteiligt. Am Ende der Feier haben wir Leute in einem geliehenen Lieferwagen zu ihren Häusern gebracht. Wir hatten schon zwei Fahrten gemacht, es war elf Uhr abends, und wir unterhielten uns an der Tür eines Hauses, direkt am Weg, nahe beim Fluß. Plötzlich riefen mehrere Stimmen: 'Hände hoch!' Ich dachte, daß es ein Scherz von Teilnehmern der Andacht wäre, aber sie wiederholten lauter: 'Hände hoch!' Ich war erstaunt, als ich sah, daß es ernst gemeint war. Sie befahlen uns: 'Legt euch auf den Boden!' Wir legten uns bäuchlings auf den Boden und derjenige, der sich wie der Anführer benahm, durchsuchte uns nach Waffen. Er sah, daß wir keine trugen. Es kamen weitere zwei oder drei und raubten uns aus. Pater Rolando nahmen sie ziemlich viel Geld ab, das er bei sich hatte, um ein Büro für Arbeitsvermittlung einzurichten, Geld aus Costa Rica und einige Dollar.... Ich hatte kein Geld dabei, aber sie nahmen mir meine Taschenuhr ab, obwohl ich ihnen sagte, daß es ein Andenken meiner Familie sei. Sie wußten bereits, daß wir Priester waren. Sie hatten ein Mädchen gefragt, das sich mit uns unterhalten hatte und es hatte ihnen gesagt, daß wir Priester waren, daß sie uns respektieren sollten. Aber sie warfen uns auf den Boden, raubten uns aus und bedrohten uns. Sie zwangen uns, mit dem Kopf auf dem Boden liegenzu-bleiben und gingen hinein, um das Haus zu plündern. Sie nahmen soviel sie tragen konnten mit und sagten zu den Leuten, daß sie uns am Fluß umbringen würden.“

„Danach zwangen sie Pater Rolando, den Lieferwagen zu fahren, um sie wegzubringen. Ein Campesino namens Varela mußte uns als Führer

begleiten. Einen anderen Bauern, den sie gefesselt herbeischleppten, und mich warfen sie hinten auf die Ladefläche und stiegen zu uns hinauf. So verschleppten sie uns; wir mußten auf dem Bauch liegenbleiben. Mir erlaubten sie, mein Gesicht mit den Händen zu schützen, aber der Campesino schlug sich bei jeder Bewegung des Lieferwagens das Gesicht. Mir ist besonders eindrucklich in Erinnerung, wie sie mir den Gewehrlauf in den Rücken setzten, und das Gefühl, zu Boden geworfen zu sein und um mich herum all die Stiefel derjenigen zu sehen, die uns gefangenhielten und uns bewachten. Es mögen etwa 8 gewesen sein.“

(Nach etwa drei Kilometern mußte Pater Rolando anhalten und aussteigen.) „Sie fesselten uns und einige blieben bei uns am Lieferwagen, um uns zu bewachen, während die meisten verschwanden. So blieben wir eine Weile ohne uns zu bewegen in der Dunkelheit stehen, bis in der Nähe zwei Schüsse fielen und diejenigen, die uns bewachten, davonliefen. Wir waren verwirrt. Wir wußten nicht, was passiert war. Wir überlegten, ob sie zurückkommen würden oder ob uns jemand bewachte oder ob sie eine Bombe am Wagen angebracht hätten. Ich wollte wissen, was los war, und es gelang mir, mich loszumachen und die anderen zu befreien. Da wir nicht wußten, wo die Schüsse gefallen waren, liefen wir schnell zu dem Haus zurück, aus dem wir verschleppt worden waren. Es war niemand da, alle waren in die Berge geflohen. Ich rief, daß wir es wären, Pater Angel und Pater Rolando, daß wir zurückgekehrt wären und die Gefahr vorbei sei. Aber sie glaubten uns nicht, sie schrien, daß wir bedroht würden und daß, wenn sie herunterkämen, die Contras sie gefangennehmen und töten würden. Ich ging weiter auf sie zu und erst als sie mich aus der Nähe sehen konnten, kamen sie aus ihren Verstecken. Sie sagten, daß die Contras ihnen gesagt hätten, daß sie uns am Fluß töten würden. Später erfuhren wir, daß sie Presentación Ponce ermordet hatten, einen guten Menschen und wertvollen Mitarbeiter der Kirchengemeinde. Er war Campesino, 46 Jahre alt, führend in der Erwachsenenbildung tätig und verantwortlich für die Milizen. Er war ein großartiger Freund und Mitarbeiter bei den pastoralen Aufgaben der Kirche, wie seine ganze Familie; zwei weitere Mitglieder, ein Bruder und ein Sohn von Presentación, waren Laienprediger.“

Die „Laienprediger des Wortes Gottes“ sind führend in ihren Gemeinden tätig. Sie stammen aus der jeweiligen bäuerlichen Gegend und spielen eine äußerst wichtige Rolle bei der Bildung des religiösen und moralischen Bewußtseins einer Gemeinde. Sie sind die Grundpfeiler der katholischen Kirche auf dem Lande. In enger Zusammenarbeit mit den Priestern organisieren und leiten sie sowohl die Gottesdienste, die Gebete und die wöchentlichen Sonntagsandachten, als auch die Kirchenfeste in ihren Gemeinden. Mit anderen Worten, sie sind die Mittler zu den tiefen, seit langen Zeiten überkommenen und dauerhaften Wertvorstellungen dieser tiefereligiösen Bauerngemeinden. Wegen ihrer religiösen Führungseigenschaft und wegen ihrer Bildung, die sie in der Kirchenarbeit erwerben, übernehmen die Laienprediger häufig gleichzeitig Führungsaufgaben in den Gemeinden, indem sie das

Gesundheits- und das Erziehungswesen, die Produktion und den Verbrauch organisieren und weiter entwickeln.

All dies hat sich seit der Revolution in zahlreichen ländlichen Gegenden Nicaraguas sehr stark entwickelt. Nicaragua hat, wie andere Länder Lateinamerikas auch, einen großen Nachwuchs an Laienpredigern. Sie sind die große Stärke der katholischen Kirche unter den Bauern Nicaraguas, der Mehrheit der Bevölkerung. In einigen Gegenden haben sie ein Dienstleistungsnetz zur Förderung der integralen Entwicklung aufgebaut, ohne dabei ihre Führungseigenschaft und ihren religiösen Dienst als Stützpfeiler der Kirche in den Gemeinden aufzugeben. Dies war auch der Fall in den Landkreisen von Somotillo und Chinandega in der Diözese von León.

Die Contra hat viele Laienprediger ermordet. Sie hat sie gejagt, verfolgt und umgebracht. An dem Tag, an dem man die wahre und genaue Leidensgeschichte der Laienprediger in Nicaragua niederschreiben wird, wird man sehen, wieviel Blut der Kirche die Contra vergossen hat, und man wird die bis jetzt geleugnete Tatsache zur Kenntnis nehmen müssen, daß die Contra die Kirche blutig verfolgt.

Pater Angel brachte mich zur Familie Ponce in Jiñocua. Im Haus von Presentación trafen wir seine Witwe und drei seiner neun Kinder. Ich nahm ihren Bericht am Ort des Geschehens auf.

Juan Pablo Ponce, 26 Jahre alt, Sohn von Presentación, sagte: „Mein älterer Bruder und ich waren an jenem Tag zu einer Abendandacht in der Wallfahrtskapelle unserer Gemeinde gegangen. Als die Andacht zu Ende war, um halb elf Uhr abends, gingen wir nach Hause. Mein Vater, meine Mutter und meine Geschwister schliefen schon. Wir gingen zu Bett und etwa eine halbe Stunde später hörten wir aus der Ferne den Lärm eines Lieferwagens. Es war der Lieferwagen, mit dem die beiden Pfarrer von den Contras verschleppt worden waren. Damit kamen sie hierher. Die Gruppe kam zum Haus und durch diese Türe da hören wir die Stimme eines Freundes von meinem Vater, der früher in Jiñocua gelebt hatte, aber jetzt nicht mehr hier lebte: 'Penta, ich bin es, Varela; die Compañeros schicken mich. Ich soll dir sagen, daß du jetzt noch auf eine Pastoralreise mußt.' Mein Vater erkannte die Stimme seines Freundes, aber er wollte wissen, warum das denn zu so später Stunde sein müsse. Der Freund redete ihn weiter mit 'Penta' an, so wurde Vater von seinen Freunden genannt. Varela sagte, daß die Compañeros auch da wären. Da sagte mein Vater, wir sollten die Türe öffnen, aber mein Bruder und ich wollten das nicht, es sei nicht gut, die Türe zu öffnen. Wir glaubten nicht, daß es Compañeros waren.“

Die Mutter von Juan Pablo, María Luisa Ríos, und Witwe von Presentación, sagte: „Ich hörte alles von hier drinnen, wo ich mit meinen Töchtern schlief. Die kleinste war 18 Monate alt. Ich wollte meinem Mann sagen, daß er die Tür nicht öffnen solle, aber ich war krank und fühlte mich sehr schlecht, und ich konnte nicht die Kraft aufbringen, aufzustehen.“

Juan Pablo fuhr fort: „Mein Vater bestand darauf, daß ich die Tür öffnete. Ich machte die Tür auf und ein Mann stürzte über die Schwelle auf mich zu und rammte mich voll mit seinem Oberkörper. Er kam herein, packte mich

und setzte mir ein Messer auf die Brust. Der Mann stellt sich hinter mich und schiebt mich zwischen sich und meinen Vater. Als mein Vater dies sieht, – er war verantwortlich für die Miliz und hatte deshalb die einzige Waffe der Gemeinde –, schnappt er das Gewehr und legt an. 'Laß den Jungen los', sagt mein Vater zu ihm, 'oder du wirst sterben.' Der Contra sagte zu ihm, daß er mich treffen würde, wenn er schießen würde, nicht ihn. In diesem Moment kommt ein anderer herein, greift meinen Vater an und versucht, ihm das Gewehr zu entreißen. Und dann kommt noch einer, und schon sind drei drinnen, während draußen noch weitere sind. Ich halte still, weil der, der mich festhält, den Druck des Messers verstärkt, wenn ich mich bewege. Ich kann nur dem Kampf zusehen, den mein Vater mit den beiden Männern hatte. Und mein Bruder, weil er nichts zur Hand hatte, um einzugreifen, rennt hinaus. Dazu kam, daß meine Mutter und meine Schwester zu schreien anfangen. Eine meiner Schwestern flehte sie an, aufzuhören, und ihm nichts zu tun. Sie sagte zu meinem Vater: 'Papa, hör auf, gib ihnen das Gewehr.' Aber er kämpfte weiter gegen die beiden. Nach hartem Kampf nahmen sie ihm das Gewehr ab, und mit demselben Gewehr töteten sie ihn. Sie schossen zweimal. Mein Vater fiel hin und die Kugeln flogen dort hinein und durchschlugen zwei Holsteine dieser Mauer und hätten fast auch meine Mutter getroffen."

Ich überprüfte es. Ich sah die Stelle, wo Presentación hinfiel. Ein einfacher Papiervorhang trennt den einzigen Raum der Wohnung in zwei. An der Lehmwand, gegen die sie den Leichnam von Presentación gelehnt hatten, hängt eine Fotografie von seinem ernststen und entschlossenen Bauerngesicht. Daneben hängt ein kleines Foto von seiner Beerdigung und zwei kleine Vasen mit Plastikblumen.

Juan Pablo beschrieb das Ende der Tragödie: „Als mein Vater tot hinfällt, gehen die beiden Männer dort hinüber, der andere läßt mich los. Ich ducke mich und halte mir die Augen zu, während ich darauf warte, daß sie mich auch umbringen. Aber sie gingen hinaus. Wir weinten alle, und sie sagten, wir sollten ruhig sein und die Tür abschließen. Als sie hinausgehen, dachte ich, daß sie zurückkommen würden, um mich umzubringen, und ich rannte hinaus, in Hosen und ohne Schuhe. Mein anderer Bruder war zurückgekommen und starrte auf meinen ermordeten Vater. Zwei Brüder meines Vaters, die in der Nähe wohnten, kamen. Als meine Mutter dazukam, fand sie meinen Vater schon niedergeschossen daliegen, und als sie sich suchend nach mir umblickt und merkt, daß ich nicht da bin, denkt sie, daß sie mich verschleppt haben und daher war der Schmerz für sie noch größer."

Die Mutter quält sich mit dem Bericht und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Ich wußte, daß sie ihn töten würden, niemand konnte etwas gegen sie machen. Ich konnte nicht mehr tun, als mit meinen Töchtern zu schreien und zu weinen. Als sie ihn umgebracht hatten, kam einer dort herein, wo ich weinend mit meinen Töchtern war. Er suchte die Munition, die mein Mann dort immer aufgehoben hatte. Er ging ganz gezielt vor, als ob er Bescheid wüßte. 'Her mit der Munition', sagte er."

„Ich stürzte weinend mit den drei Mädchen heraus, und als ich sah, daß mein Sohn Juan Pablo nicht da war, glaubte ich, daß sie ihn fortgeschleppt

hätten. Also schrie ich sie an: 'Laßt mir meinen Jungen!' Einer kam mit der Waffe auf mich zu, drohte mir und sagte: 'Leg dich hin und schließ die Tür ab, wenn du nicht willst, daß ich dich auch abschieße.' Und wir, wir weinten."

Ana Rosa Ponce: „Ich wollte unter mein Bett kriechen, weil ich glaubte, daß sie kommen würden, um auch mit uns etwas zu machen. Nachdem ich die Schüsse gehört hatte, ging ich weinend mit meiner Mutter hinaus, und wir sahen ihn in dieser Ecke ausgestreckt liegen."

Alfredo Ponce, 14 Jahre alt, sehr klein, aber mit der Stimme eines Heranwachsenden: „Ich schlief dort auf der Pritsche. Die Schüsse weckten mich und ich sprang auf und lief hinaus, hinter das Haus. Später ging ich wieder rein und sah meinen Vater, der auf dem Maissack ausgestreckt war, dort, den Kopf an die Wand gelehnt. Und ich sah meine Mutter, die auf und ab lief, und die Contras, die schnell hinausliefen."

Ich sprach auch mit den beiden Brüdern von Presentación Ponce, die ganz in der Nähe des Hauses ihrer Eltern leben. Valentín Ponce, 47 Jahre alt und Laienprediger, sagte, daß er die Contras nach den Schüssen habe fliehen sehen. „Es waren sieben Männer. Ich lief zum Haus meines Bruders und fand ihn auf dem Maissack liegen. Ich segnete ihn und hob ihn herunter; ich legte ihn auf den Boden."

Desiderio Ponce sagte mir, daß ihr ältester Bruder, Juan José Ponce, Vater von neun Kindern, nach diesem Drama wegging und im Regierungsbezirk Río San Juan im Süden Nicaraguas Arbeit suchte. Die Contras brachten ihn dort, 1982, ein Jahr später, um. „Sie kamen nachts, sie nahmen ihn und zwei seiner Söhne mit. Sie brachten die drei um."

Die Witwe von Presentación Ponce sagte schließlich: „Mein Mann ist mir genommen worden. Der Trost, der mir bleibt, ist, daß ich mit zwei schon großen Jungen zurückgeblieben bin. Und das, worauf ich hoffe, ist, daß der Herr diejenigen richten wird, die gekommen sind, um ihn mir wegzunehmen und zu ermorden."

Sie gab mir zu Protokoll, daß unter denen, die gekommen waren, um ihren Mann zu töten, Männer waren, die früher der somozistischen Nationalgarde angehört hatten und den Ort kennen, weil sie aus der Gegend stammen. „Von hier aus gingen 1979, nach dem Sieg der Revolution, 500 Guardias nach Honduras. Die Familien einiger leben hier, und die Guardias kommen manchmal in der Nacht, um sie zu besuchen."

Ich konnte weiter beobachten, daß gegenüber diesen Familien von Ex-Guardias weder seitens der Familie Ponce, noch seitens der Nachbarn, die Sandinisten und in den revolutionären Prozeß integriert sind, Gefühle oder Handlungen des Hasses entgegengebracht werden. Dagegen ist die tiefe Empörung über die Mordtat stets gegenwärtig.

Juan Pablo sagte: „Es ist empörend, einem unschuldigen Mann das Leben zu nehmen, der für die Befreiung seines Volkes und seiner Familie arbeitet. Ich denke, daß sie ihn deshalb in Gegenwart seiner Kinder und seiner Frau so feige umgebracht haben, weil wir nichts hatten, um ihn verteidigen zu können. Der Tod meines Vaters und die Gründe, warum sie gekommen waren, nämlich um ihn zu ermorden, weil er seine Gemeinde verteidigte und ihr diente, und

um der Landbevölkerung Angst und Schrecken einzujagen, damit sie sich ja nicht bewaffnet und sich verteidigt, erfüllt mich mit heller Empörung.“

Was hatte die Contra mit diesem Mord erreicht? Was bewirkte die Ermordung dieses Gemeindeführers in dem Landkreis? Ich fragte sie dies und Valentín Ponce antwortete: „Seitdem ist die Bereitschaft, sich zu organisieren und sich zu verteidigen, stärker. Presentación war einer der ersten, die sich für die Verteidigung zur Verfügung stellten, keiner war dazu bereit gewesen, aber am Tag nach seinem Tod schlossen sich zwanzig Leute an.“

Desiderio Ponce sagte: „Wir haben uns besser organisiert. Einige sagten zu mir, daß ich hier weggehen solle. Niemals! Die Gefahr war mir nicht wichtig. Ich blieb wegen der Kinder meines gefallenen Bruders und wegen der anderen Compañeros hier. Ich bot mich an, meinen Bruder zu ersetzen.“

Ana Rosa Ponce meinte: „Nach dem Tod meines Vaters fingen wir an, in der Erwachsenenbildung zu arbeiten. Dies war eine Arbeit, die er übernommen hatte.“ Und Juan Pablo Ponce fügte hinzu: „Die Contra hat nicht ein einziges ihrer Ziele erreicht. Die Gemeinde war empört und verurteilte den Mord. Die Leute organisierten sich und traten den Milizen hier in der Gegend bei. Der Tod meines Vaters bewirkte, daß sich das Dorf stärker für die Revolution engagierte, daß es sich in das Gemeindeleben besser einbrachte, und daß es eine sicherere Verteidigung bekam.“

Pater Angel Arnaz sagte abschließend: „Als ich zum Haus von Presentación kam, sah ich das ganze Ausmaß der Tragödie: die weinende Familie, die Mutter, die Töchter, die Kleinen; von den größeren Söhnen war noch keiner wieder zurückgekommen, und sie hatten Angst, daß die Contras sie töten würden. Aber das, was meine Aufmerksamkeit am stärksten hervorrief, mich zutiefst beeindruckte, war, in der Ecke des Hauses den toten, auf einen Maisack gefallenen Presentación zu sehen. Damals überkam mich die Erinnerung an das Evangelium des Lukas: 'Wenn das Weizenkorn nicht zu Boden fällt und stirbt, wird es keine Frucht tragen.' Für mich bedeutete der Tod von Presentación etwas ähnliches wie der Tod Rutilios für Monseñor Romero*. Damals habe ich mir geschworen, nicht aus dieser Gegend wegzugehen.“

Es schien, als ob Pater Angel diesen Schwur vor mir erneuern würde, denn seine Augen erfüllten sich mit Zärtlichkeit und Kraft.

ABEL QUINTERO, OPFER EINES BRUDERMORDES

Um zum Haus der Quinteros zu gelangen, kommt man zur Wegkreuzung, wo die Contras Abel ermordeten.

„Sie brachten ihn am 23. März 1981 um, fünf Tage nach der Ermordung von Presentación Ponce. Die Contras, die Presentación Ponce ermordeten, ermordeten auch meinen Bruder“, sagte Vidal Quintero, 30 Jahre alt, zu mir. „Wir

* Rutilio Grande SJ, Pfarrer und Dozent für Theologie in San Salvador, mit zwei Katechetten ermordet am 12.3.77. Monseñor Oscar Arnulfo Romero, Erzbischof von San Salvador, ermordet von einer Todesschwadron am 24.3.80.

wußten, daß es dieselben waren, weil ein anderer meiner Brüder, Sebastián, mit einem von ihnen, der ein Gewehr zurückließ, als er floh, im Nahkampf rang. Und als wir das Gewehr im Haus der Miliz von Somotillo ablieferten, ging aus der Numerierung hervor, daß es das Gewehr war, das man Presentación Ponce gegeben hatte und welches die Contras gestohlen hatten, als sie ihn ermordeten.“

Vier Generationen der Quinteros waren im Haus, während Vidal mit mir sprach: die Eltern, Don Luis Quintero und Doña Cipriana Ríos, 85 und 76 Jahre alt, die zwölf Kinder gehabt hatten und fünfzig Enkelkinder und zwölf Urenkel haben. Verschiedene ihrer Söhne stellten gerade Ziegel her und ließen sie in der Sonne trocknen. Viele Enkel und einige Urenkel spielten oder scheuchten die Tiere fort, damit sie unser Treffen nicht störten.

Während wir darauf warteten, daß Vidal mit der Arbeit an den Ziegelsteinen aufhörte, teilte mir der greise Vater, der ein unermüdlicher Unterhalter war, mit, daß Abel 40 Jahre alt war, als sie ihn töteten. Er war verheiratet und hatte sechs Kinder. Er war Vorsitzender der Bauernkooperative „Bernardino Díaz Ochoa“ und organisierte die Milizen im Landkreis Los Limones. „An jenem Nachmittag rief er die Leute für die Baumwollernte zusammen, die um 3 Uhr nachts rausgehen würden. Er half bei allem, war sehr tüchtig und widmete sich ganz dem Wohl der Gemeinde.“

„Es gab das Gerücht, daß sie die Leiter der Kooperativen suchten“, sagte Don Luis. Julián, ein anderer seiner Söhne, 28 Jahre alt, fügte hinzu: „Sie hatten schon den ganzen Tag auf ihn gewartet, hier, am Ende des Weges an der Landstraße.“ Darauf Don Luis: „Wir hörten Schüsse. Danach hörte ich die Schreie seiner Brüder, die bei ihm waren: 'Papa! Komm, sie haben Abel getötet!' Ich ging sofort los.“

Doña Cipriana, klein und mit weißem Haar, in grünem Kleid, sagte: „Mich überkam ein Verzweiflungsanfall, und ich fiel wie tot auf den Boden.“

Don Luis fuhr fort: „Als ich hinkam, fand ich ihn auf dem Bauch auf dem Boden ausgestreckt liegen. Ich hatte eine Öllampe dabei. Sofort kam ein Wagen, um die Verfolgung aufzunehmen, denn ein anderer meiner Söhne hatte Bescheid gesagt. 'Wer ist der Tote? Gehört er zu ihrer Familie?' 'Ja, es ist mein Sohn.'“

Der Bericht von Vidal Quintero war kurz: „Wir verließen zusammen das Haus, Abel, Sebastián und ich. Als wir zur Kreuzung kamen, hielten wir an, um noch ein paar Worte miteinander zu reden, bevor mein Bruder Abel zu seinem Haus nach Los Limones abbiegen würde. Wir unterhielten uns einige Minuten und plötzlich wurden wir von einer Bande von sieben Contras überrascht, die olivgrün angezogen und mit Garand-Gewehren bewaffnet waren. Sie überraschten uns, weil sie uns mit 'Hände hoch' anriefen und gleichzeitig jemand 'Feuer!' schrie und sie sofort schossen. Wir suchten, wo wir in Deckung gehen konnten, aber Abel schossen sie in den Kopf und er fiel tot um. Einer von ihnen und auch mein Bruder Sebastián hatten Ladehemmungen, und sie rangen miteinander. Die anderen flohen, und ich hinter ihnen her bis ich Sebastián rufen hörte. Ich rannte zurück. Sebastián kämpfte mit einem Contra. Als ich hinzukam, sagte der Contra zu ihm, daß er ihn laufen lassen

solle, daß sie genauso wären wie wir, und daß sie sich nicht gegenseitig umbringen sollten. Da fragte ihn mein Bruder, warum sie dann auf uns geschossen hätten, wenn sie genauso wären wie wir. Darauf sagte der Contra, daß es ein Irrtum gewesen sei, den wir verzeihen sollten. Mein Bruder antwortete, daß es unverzeilich sei, einen Bruder zu töten. In dem Moment kam ich dazu und als mein Bruder mich sieht und sich zu mir wendet, um mir etwas zuzurufen, nutzt der Contra die Gelegenheit aus und kann sich losreißen. Er rennt weg und läßt das Gewehr zurück. Wir sind ihm etwa zwei Kilometer weit gefolgt, aber wir konnten ihn nicht mehr einholen. Wir holten das Gewehr, welches sich als das erwies, das sie Presentación Ponce gestohlen hatten, dasselbe, mit dem sie ihn vor Tagen ermordet hatten.“

Don Luis fügte hinzu, daß in der Nähe des Ortes, wo sie seinen Sohn getötet hatten, die Familien von vier Guardias, die nach Honduras gegangen waren, leben. „Man hat sie überprüft, aber sie blieben in Freiheit. Wenn die Söhne der Guardia darin verwickelt waren, so hatten ihre Eltern keine Schuld.“ Don Luis sagte weiter: „Es gibt keinen Vater, der seinen Söhnen befiehlt, eine derartige Dummheit zu begehen.“ Einmal mehr begegnete ich diesem bewunderungswürdigen Respekt, der Abwesenheit von Rache- und Revanchegefühlen. „Wir begriffen, daß diese Operation die Ermordung unserer Führer zum Ziel hatte“, sagte Vidal.

Don Luis war der Wortführer der Familie, als sie mir die Wirkungen und Gefühle schilderten, die die Ermordung von Abel in ihnen und in der Gemeinde hinterlassen hatte: „Wir bekamen mehr Mut und mehr Courage, uns weiter zu organisieren. Wir bleiben standhaft bis in den Tod. Wir waren es von Anfang an, aber durch diese Tat wurden wir noch entschlossener. Wir sind alle in den revolutionären Prozeß integriert; meine Kinder, sogar die Mädchen, meine Frau und ich. Wir arbeiten alle in Kooperativen und auch in ihrer Verteidigung, alle mit der gleichen Entschlossenheit. Wir sind zu allem entschlossen, auch wenn wir sehen, daß es wegen der Unterstützung der Regierung der USA, die mächtig ist, lange dauern wird. Um sich gegen die USA zu wehren, braucht man eine Weile, ja, die ist notwendig ... Sich über ein so kleines Land herzumachen und über unseren Prozeß so viele Lügen zu verbreiten, ist eine Schande für die Regierung des Herrn Reagan. Es ist eine Schande! Sie sollten sich schämen. Das, was wir wollen, ist Frieden. Wir wollen arbeiten und die Früchte unserer Anstrengung für die Entwicklung unseres Volkes sehen, zusammen mit unserer Regierung, die uns Arme so sehr liebt. Unsere Regierung steht auf der Seite der Armen. Aber diese Regierung der USA ... Die Gefahr für uns liegt nicht in der Guardia in Honduras, die Gefahr ist die Regierung der USA.“

So drückte sich Don Luis Quintero mit seinen 85 Jahren aus.

DAS MASSAKER VON SAN FRANCISCO DEL NORTE

Das Jahr 1982 war ein Jahr großer Leiden in den Gemeinden dieses Grenzgebietes mit Honduras, weil die Zivilbevölkerung von Somotillo häufig mit

Mörsern beschossen und angegriffen wurde. „Wir wurden nicht nur von der Contra angegriffen, sondern auch das honduranische Heer selbst beschoß uns mit Mörsern und deckte ihren Rückzug“, sagte man mir. Man berichtete von den grausamen und blutigen Überfällen auf San Pedro del Norte und von verschiedenen Bombardements auf Santo Tomás del Norte, wo die Zivilbevölkerung wiederholte Bombardierungen mit Mörsern durchgemacht hat, die letzten im Mai 1984.

Im März 1984 beschossen mehrere Mörser die Häuser der Bevölkerung von Santo Tomás. Ich besuchte das Haus von Doña Isaura. Ich sah den Ort, an dem sie sich mit anderen Erwachsenen und vielen Kindern untergestellt hatte. Ganz in der Nähe war eine Granate explodiert, deren Splitter Löcher in die aufgehängte Kleidung und in die Wand rissen. Eine Schwester Doña Isauras zeigte mir die Narbe, die ein Splitter in ihrem Arm hinterlassen hatte und erzählte, daß ihrer kleinen Nichte, der elf Monate alten Tochter von Doña Isaura, die in ihren Armen lag, ein Splitter ins Gesicht flog, zwischen Backenknochen und Auge, und ihr das Gehirn zerschlug. Sie war sofort tot.

Aber das grausamste Blutbad geschah am 24. Juli 1982 in San Francisco del Norte, der am entferntest gelegenen Gemeinde von Somotillo, zehn Kilometer von der honduranischen Grenze entfernt. Die internationalen Zeitungsberichte, ein Teil des in Managua akkreditierten diplomatischen Korps, die Botschafter Venezuelas, Mexikos, Frankreichs und Honduras', die die Ortschaft am Tag nach den Geschehnissen besuchten, und die Nachbarn des Ortes bezeichneten es als „Massaker von San Francisco“. Dies wegen der Intensität und Stärke des Feuers auf eine Bevölkerung, die ohne irgendeine militärische Verteidigung war, wegen der Grausamkeit der Contras, mit der sie vierzehn junge Bauern und Schüler töteten und vernichteten und wegen des Terrors und des Blutbads, mit dem sie die Bevölkerung ängstigten, indem sie „Es lebe die Nationalgarde, es lebe Somoza, es lebe die FDN“ schrien und Aufrufe machten und Aufschriften malten, in denen sie sich als „Christen und Demokraten“ bezeichneten und sagten, daß sie gekommen seien, um den Kommunismus „mit Gott und Patriotismus“ zu bekämpfen. All dies bewirkte, daß sich die Bevölkerung heute noch fragt: „Im Namen Gottes kamen sie, um das Volk zu massakrieren?“

Ich kam von Somotillo aus nach San Francisco del Norte, über die steinige Landstraße, die sich in Serpentina durch die Berge an der Grenze zu Honduras entlang zieht. Heute ist dort eine Gedenkstätte, mit Erinnerungstücken und Fotografien der massakrierten Jugendlichen, auf jenem Hügel, auf dem die jungen Campesinos und Schüler gefoltert, mit dem Bajonett verwundet, niedergemetzelt und mit Maschinengewehrsalven niedergemacht wurden. Film- und Fotokameras hielten die Ausbrüche von Entsetzen und Schmerz der Bevölkerung fest, als sie bei den vierzehn Leichen die Totenwache hielt und sie zu Grabe trug. Bei mehreren der Toten hatte man den Kopf und die Körperteile verbunden, weil sie zerstückelt worden waren.

Die Bevölkerung spricht weiterhin von „Massaker“, und die Frauen weinen immer noch, wenn sie erzählen, wie die Contras ihre Kinder ermordeten. Ich

protokollierte die Berichte von zehn unmittelbar am Geschehen beteiligten Personen.

Don Francisco Solano Barrera, 60 Jahre alt, Schuster und Schreiner, empfing mich in seiner armen, mehreren Zwecken gleichzeitig dienenden Werkstatt hinter seinem Haus, während die meisten seiner vierzehn Kinder, den Teller in der Hand, im Haus zu Mittag aßen. Im Schatten eines Mango-baumes mit grünen Früchten sagte er: „Nach der Feier zum 19. Juli* blieben wir hier allein zurück. Die (sandinistische) Militäreinheit war abgezogen. Nur wir Zivilisten blieben hier, mit der spärlichen Verteidigung einiger weniger Milizionäre – Bauern und Schülern – aus dem Dorf. Da kamen etwa 150 Contras mit Mörsern. Das kleine Dorf zitterte.“

Señor Barrera ist korpulent. Wegen der Hitze der Tageszeit hatte er sein Hemd ausgezogen. „Das war ein Massaker. Ich sah ziemlich viel mit eigenen Augen. Viele waren noch am Leben, wissen Sie. Mein Sohn, Reinaldo Barrera Carrasco, fiel in dem Massaker. Er war 27 Jahre alt. Er war ein guter Tischler und ließ eine Frau und einen Säugling zurück. Er meldete sich freiwillig, zusammen mit diesem anderen Jungen, der hier bei mir arbeitet. Dieser rettete sich vor dem Massaker, weil er floh und sich in einem Haus versteckte. Sie schossen eine Granate hinter ihm her, aber sie flog über ihn hinweg und schlug weiter vor ihm ein. Ein Mörsereinschlag schleuderte meinen Sohn aus einem Graben, wo er in Deckung gegangen war. Er fiel wie tot hin, aber er lebte noch. Reinaldo sagte zu dem anderen Jungen: 'Hau ab, ich bin nur verwundet.' Mein Junge war zu Boden geworfen worden, aber nicht tot. Er fiel verletzt auf den Bauch. Und, so wie man eine Schlange mit einem Stock tötet, schlugen sie ihm mit einem Knüppel den Schädel ein. Knochensplitter und das Hirn quollen hervor. Gott gab mir Mut, damit ich auf das rausgequollene Gehirn blicken konnte. Ich ging nach Hause, um einige Leinentücher zu holen.... Ein Gesicht hatte er nicht mehr. Es war nur noch ein einziger Knochenhaufen.“

Don Francisco fügte hinzu: „Wenn mein Sohn im Schützengraben gefallen wäre, wäre ich einverstanden, aber so...“ Er berichtete von dem großen Schmerz seiner Frau, María del Socorro Carrasco, die 52 Jahre alt ist und von Arzt zu Arzt geht, weil sie, seit sie ihren Sohn Reinaldo auf diese Weise verloren haben, untröstlich und ständig krank ist. Schließlich zeigte er mir ein großes Foto des ermordeten Sohnes. Ich sah, daß sein Gesicht wunderschön war.

Odilí Moncada de Espinoza empfing mich in ihrem Haus. Ich fragte sie nicht nach ihrem Alter, sie ist etwa 35 Jahre alt. Sie ist klein, kräftig und hat eine helle Hautfarbe. Das schwarze Haar fiel ihr auf die rosafarbene Bluse. Sie sagte mit sehr bewegter Stimme: „Die Guardia kam von honduranischem Gebiet hierher. Bei uns gab es keine Streitkräfte, nur Campesinos und Schüler aus San Francisco. Mein Sohn, Luis Alberto Espinoza, 15 Jahre alt und Schüler im 3. Jahr der Grundschule, war auch da. An diesem Morgen kamen also die Mörder des Volkes. Sie schrien 'Hier kommt die Guardia!' und

* Jahrestag des Triumphes der Revolution von 1979.

stürmten zum Verteidigungsposten auf dem Hügel. Es war eine derartig große Bande! Unsere Leute waren nur etwa 25 Mann, sie konnten ihnen nur 2 1/2 Stunden Widerstand leisten. Die Contras nahmen sie unter pausenlosen Beschuß, und sie antworteten ihnen nur mit kleinen tschechischen Gewehren, die so gut wie nichts ausrichteten. Einige waren sofort tot, andere waren nur verletzt. Aber das reichte noch nicht, sie kamen, um sie zu töten. Einigen schlugen sie den Schädel ein. Meinem Sohn zogen sie die Därme heraus. Sie holten ihm die Därme heraus, sie folterten ihn an den Geschlechtsteilen.“

Sie weinte. Die Tränen flossen über ihr fleischiges, gerötetes Gesicht. Unter Schluchzen fuhr sie fort: „Andere hatten kein Gesicht mehr. Es war grauenhaft. Nachdem sie dieses Gemetzel angerichtet hatten, kamen sie zu meinem Haus und stahlen alles, was ich besaß. Alles haben sie mir gestohlen. Sie haben meinen Fernseher zertrümmert, der dort drüben noch steht. Sie zerschlugen die Spiegel, alles, was es hier gab, nichts ließen sie ganz. Sie nahmen Kleidung mit, alles, sogar die von meinem toten Jungen, und dann haben sie meinen Mann entführt. Ich blieb allein zurück, mit diesem kleinen Jungen dort, das ist alles, was mir blieb. Meinen Mann haben sie vier Monate festgehalten. Wir sind in ständiger Sorge, wir leben mit der Angst: 'Da kommen sie, da kommen sie', in jedem Augenblick. Heute haben wir Streitkräfte hier, die uns verteidigen, aber in jener Zeit hatten wir keine. Außerdem hatten wir nicht das klare Bewußtsein, wie wir es heute haben. Jetzt sind wir gut organisiert. Ich bin z.B. in einem Mütterkomitee. Wir sind im CDS organisiert, wir führen Nachtwachen durch. So leben wir, gut organisiert, damit in Zukunft diese Leute nicht zurückkommen, um hier einzudringen. Das ist die Hoffnung, die wir haben, und die Konsequenz der grauenhaften Ereignisse. Wir können nicht ausschließen, daß diese Leute wieder kommen könnten, um weitere Verbrechen zu begehen. Es ist schon zuviel geschehen. Meinen Mann nahmen sie barfuß und ohne Hemd mit. Er wird Ihnen berichten, was sie ihm antaten.“

Sie zeigte mir den mit Stiefeltritten zertrümmerten Fernseher und hörte dann ihrem Mann, Constantino Espinoza, 45 Jahre alt, dunkelhäutig und mit Brille, zu.

„Durch eine Verletzung kann ich schlechter sehen, seitdem trage ich eine Brille“, sagte er. „In jenem Kampf, der in rohem Morden, in einem Massaker endete, starben fünf meiner Familienangehörigen; einer meiner Söhne, einer meiner Brüder, zwei Neffen und ein Vetter. Wer am Leben blieb, den töteten sie mit Knüppeln, mit Kolbenhieben. Meinem Jungen schnitten sie die Hände ab, sie schnitten ihn auf, sie zerstückelten ihn ... Ich wurde mit sechs weiteren Compañeros entführt. Ich mußte barfuß mitgehen. Wir liefen von neun Uhr morgens bis sieben Uhr abends, etwa 18 Kilometer. Etwa 200 Männer führten uns gefesselt ab. Wir kamen zu einem Lager in Honduras, einem Ort, den sie Cacamuyá, die Minen von Cacamuyá, nennen, und dort hielten sie mich drei Monate und 15 Tage gefangen. Sie hatten in diesem Lager etwa 300 Männer. Ich sah, daß sie mit ihrer ganzen Ausrüstung gut ausgestattet waren. Die Waffen, die ich dort sah, waren US-amerikanische, die Handgranaten, die

Mörser, die Maschinengewehre Kaliber 50, die FAL*, alles sind neue Geräte mit Markenzeichen der USA. Und wasserdichte Rucksäcke, Stiefel, alles. Die Behandlung, die wir dort erhielten, war äußerst schlecht. In der Nacht holten sie uns raus in die Kälte, die dort eisig ist. Ohne Hemd, die Hände auf dem Rücken gefesselt, bis es hell wurde, man hätte vor Kälte sterben können. Sie gaben uns einmal täglich zu essen. Einige Male im Monat durften wir baden, eine ganz schlechte Behandlung. Diese Leute haben keine Kultur und respektieren weder die Rechte, noch sonst etwas; alles, was sie können, ist rauben und morden. Manchmal mißhandelten sie uns, sie versetzten uns Fußtritte. Sie verhörten uns und sagten, daß wir hier im Kommunismus leben, und daß sie gegen den Kommunismus kämpfen; das ist ihre Art zu sprechen. Manchmal erwähnen sie die Bibel und die Religion, und sie haben eine Parole, sie sagen: 'Mit Gott und Patriotismus werden wir den Kommunismus besiegen.' Aber sie haben nichts biblisches und auch nichts religiöses, weil das, was sie tun, morden ist.“

„Nach drei Monaten und 15 Tagen holten sie mich aus dem Gefängnis heraus und brachten mich zu einem Ort, der Danlí heißt. Ein Lager, das sie in Danlí haben, an der Nordküste von Honduras. Wir wurden in neun Lastwagen des honduranischen Heeres in dieses Lager gebracht, das die Contra in Danlí hat. Und nach 20 Tagen brachten sie uns in denselben Lastwagen des honduranischen Heeres, die so ähnlich sind, wie die, die wir hier haben, zurück. Aber uns bildeten sie nicht aus, um zu verhindern, daß wir fliehen. Sie hielten uns während eines Besuches von ich weiß nicht welchen Persönlichkeiten aus den USA in Honduras versteckt. Dort beobachtete ich, daß das honduranische Heer und die Contra gemeinsam operieren. Und durch das honduranische Heer läßt Reagan der Contra die Hilfe zukommen, weil sie gemeinsam marschieren, das honduranische Heer und die Contra. Die Hilfe der USA besteht nicht nur aus militärischer Ausrüstung und Waffen, sondern auch aus Personal. Sie selbst, die Contras, haben uns gesagt, daß diejenigen, die sie beraten und ausbilden, Nordamerikaner sind.“

„Später bewaffneten sie mich, sie zogen mich wie sich selbst an und brachten mich nach Nicaragua, um mit ihnen zusammen zu kämpfen. Aber in der dritten Nacht bin ich geflohen. Denn wie käme ich dazu, mit Leuten zusammen zu kämpfen, die meine Familie umgebracht haben? Und ihre Ideale sind nicht unsere. Wir kämpfen für die Armen, sie nicht. Das, was ihnen gefällt, ist unser Volk auszurauben und zu ermorden. Das beweisen sie ständig, sie sind die somozistische Guardia. Sie haben sich nicht geändert, sie sind dasselbe System und dieselbe Guardia, die ein Feind des Volkes sind. Diese Leute haben weder Ideale, noch haben sie mit irgendjemand Erbarmen.“

José Santos, 38 Jahre alt, ist groß, kräftig, mit gelocktem Haar, das unter beiden Seiten der Schirmmütze hervorspringt. Ihm fehlen einige Zähne, aber man versteht ihn perfekt: „Mich nahmen sie zusammen mit Constantino

* Gewehr aus belgischer Produktion mit besonders hoher und daher gefürchteter Durchschlagskraft; d.Ü.

Espinoza gefangen. Als sie uns gefangennahmen, schlugen sie uns mit den FAL-Gewehren, die die Contras bei sich trugen, und sie brachten uns als Gefangene in Richtung Honduras. Wir kamen an einem Ort vorbei, den sie El Jicaral nennen, und dort waren wir etwa eine halbe Stunde lang. Von dort brachten sie uns zur Grenze. Wir kamen nach Honduras hinein, und sie brachten uns zu ihrer Basis in Cacamuyá. Von dort brachten sie mich nach Santa Rita. Ich war einen Monat in Santa Rita und einen weiteren in Danlí, an einem Ort, den sie La Lodoza nennen. Später brachten sie mich noch einmal zurück nach Cacamuyá. In La Lodoza führten sie mich vier ausländischen Ausbildern der Contra vor. Es waren zwei Israelis und zwei Argentinier.“

„Die Contras haben uns schlecht behandelt. Sie sagten uns, daß sie uns umbringen würden. Sie holten uns immer, um uns zu verhören, sie stellten uns Fragen und schlugen uns. Jeden Tag schlugen sie uns. Im Laufe der Monate sagten sie zu uns, daß sie uns freilassen würden, wenn wir Contras würden. Also sagten wir, um hinauszukommen, ja, wenn sie uns freilassen würden, würden wir uns der Contra anschließen. Sie ließen uns frei, sie bewaffneten uns, sie schickten uns zu einer Aufklärungstruppe. Dort war es dann, wo jeder einzelne seinen Weg suchte. Constantino Espinoza floh am 3. Dezember und ich floh einen Monat später, am 3. Januar 1983. Ich nutzte die Nacht aus. Ich merkte mir genau, wo sie die Posten aufgestellt hatten, wartete, daß einer der Posten schlief, und haute ab. Vorher hatten wir schon beobachtet, ob wir aus den Lagern fliehen könnten, aber wir konnten es nie, weil das honduranische Heer immer mit der Contra kollaborierte. Wir waren immer von dem honduranischen Heer eingeschlossen. Zwei Leutnants der honduranischen Streitkräfte und ein Leutnant des DIN (Sicherheitsdienst des honduranischen Militärs, d.Ü.) baten die Contras sogar, daß sie uns ihnen übergäben, damit sie uns töten könnten, weil wir Sandinisten seien und nicht hier sein könnten, daß es eine Lüge sei, daß sie uns zu Contras machen könnten. Sie baten die Chefs der Contra, daß sie uns auslieferten, damit sie uns töten könnten.“

Neben José Santos saß Arturo Espinoza, 22 Jahre alt. Er erzählte mir, daß er von einem Granatsplitter verletzt worden war. Die Contras gingen durch den Ort und riefen die Bevölkerung auf, aus den Häusern zu kommen und ihre „Befreiung“ zu feiern, sie sagten also, daß sie sie „befreit“ hätten. Aber es ging absolut niemand hinaus. Alle blieben in ihren verschlossenen Häusern. Die Contras waren alleine. Da sammelten sie sich und zogen geschlossen vom Dorf aus nach Honduras ab. Sie nahmen die Gefangenen mit. Arturo Espinoza erzählte mir, daß sie ihn abführten, und daß seine Mutter laut weinend hinterherlief und sie sich auf die Contras stürzte und schrie, daß sie sie auch mitnehmen sollten, daß sie sie töten würden, wenn sie ihren Sohn mitnähmen. „Mich verließ das Leben“, fügte Arturo hinzu, „ich war sicher, daß ich wegen der Verwundung auf dem Weg sterben würde, mein Bauch füllte sich mit Luft, er wurde ganz aufgebläht. Als sie das sahen, ließen sie mich los.“

Als ich nach San Francisco del Norte zurückkam, konnte ich die Spuren vom Sterben und Leiden der Zivilbevölkerung, die die Contras hinterlassen hatten, sehen. Wir kommen in das Haus von Señor Martínez, 8 Kilometer von

Somotillo entfernt. Die Mutter und die Kinder erzählen mir, daß der Vater zwei Tage bevor ich in Somotillo ankam, am 8. Februar, Samstagnacht, an dem Entsetzen gestorben war, das in ihn fuhr, als er sich plötzlich von zehn Contras umringt und mit dem Tode bedroht sah. „Er war herzkrank“, sagte die Witwe, eine kleine schlanke Frau. „Er hat schon nicht mehr gearbeitet, weil der Arzt es ihm verboten hat. Er ging ungefähr um zehn Uhr morgens, um sich in einer Bergschlucht zu baden.“ „Ich ging mit meinem Vater“, sagt der vierzehnjährige José mit seinen lebenslustigen Augen. „Ich ging hinter ihm. Als ich die Contras sah, versteckte ich mich im Gestrüpp. Es waren etwa zehn Männer, blau angezogen. Ich sah, daß sie meinen Vater umringten, sie setzten ihm das Bajonett an den Hals und drohten, daß sie ihn massakrieren würden; dann sagten sie ihm, daß sie ihn leben lassen würden, aber daß sie ihn töten würden, wenn er auch nur mit einem Wort erwähnen würde, daß er sie gesehen habe.“

Die Mutter fuhr fort: „Mein Mann kam sehr verschreckt zurück. Er wollte in einem anderen Haus übernachten, aber dort erfuhr er, daß sie dem Hausmädchen da auch den Tod angedroht hatten, und er kehrte nach Hause zurück.“ „Er kam herein und fiel tot um“, fügte ein älterer Sohn hinzu, der auch sagte: „In der Nacht vorher, am 7. Februar 1985, haben sie hier in der Nähe ein Haus überfallen und geplündert. Sie überwältigten die Besitzer, fesselten sie und stahlen ihr Vieh, 8000 Córdoba und eine Goldkette. Die Contras sind ganz gewöhnliche Banditen, Verbrecher sind sie.“

ENTFÜHRUNGEN, VERGEWALTIGUNGEN, TERROR



Die Opfer

1. Benjamín Aguilar Bustamante, 22, und weitere neunzehn Zivilpersonen (22.5.83)
2. Ein junges Mädchen, dessen Freundin sowie vier weitere Zivilpersonen (Juni 1983)
3. Manuel López Blandón, 34, (Oktober 1983) und sechzehn weitere Gemeindemitglieder (1983)
4. Coronado Muñoz Zamora und weitere 37 Zivilisten (25.11.84)
5. Francisco López, 27, und 58 andere Erntearbeiter (16.1.84)
6. José Santos López Bautista, 32, und 42 weitere Erntearbeiter (8.11.83) López Bautista konnte 1984 einer zweiten Entführung entgehen, ehe er kurze Zeit später ein drittes Mal von der Contra überfallen und verschleppt wurde. Er konnte wieder entkommen.
7. Lucío Madariaga, dreimal von der Contra festgenommen und verschleppt: am 12.1.83, erneut gegen Jahresende 1983 und am 13.5.84.
8. Cástulo López (1981)
9. Jesús López García, Überlebende von vier Contra-Angriffen (das letzte Mal am 25.9.84)
10. Griselda Gómez, 14, und ihre drei Geschwister (25.9.83)
11. 175 Zivilpersonen, Männer, Frauen, Alte und Kinder (20.7.83).
12. Fünfzehn Zivilisten; drei von ihnen wurden verschleppt und vermutlich von der Contra ermordet, eine Person bleibt verschollen (7.12.84).

Die Zeugen

- Benjamín Aguilar Bustamante
- Ein junges Mädchen, das aus Furcht seinen Namen nicht nennen wollte.
Manuel López Blandón
- Coronado Muñoz Zamora
- Francisco López
- José Santos López Bautista
- Lucío Madariaga
- Cástulo López
Jesús López García
- Reinaldo Gómez, Griselda Gómez
- Reinaldo Gómez, Felipe und Guadalupe Florian
José Ortiz, Efraín López Blandino

13. Francisca Sánchez de Pérez, 34, und ihre drei Kinder (5.12.84)
14. José Pío Gutiérrez, von der Contra aufgegriffen und ermordet. Andrés Ruiz López, 9.12.83†, Hermógenes Pastrana, 31.7.84†.
15. Carlos Castellanos, 21, und sein Vetter Trino (10.6.83; seitdem vermißt). Cecilia Castellanos
16. Cecilia Castellanos, Mutter von Carlos Castellanos, sowie zwei weitere ihrer Kinder und ihr Bruder Julio, in einer Gruppe von etwa 40 Kaffearbeitern entführt (Februar 1984). Ein Schwiegersohn von Cecilia Castellanos, ermordet. Cecilia Castellanos
17. Mary und Felipe Barrera (Dezember 1982†). Pedro Javier Núñez Cabezas, ihr Mörder
18. Adelina, 20, und Josefa Inestrosa, 22. Adelina und Josefa Inestrosa
19. Zwei entführte und vergewaltigte Aufbauhelferinnen aus der BRD (Februar 1985) dieselben
20. Albrecht („Tonio“) Pflaum und 13 Nicaraguaner (30.4.83†) Eduardo López Valenzuela
21. Zwölf Aufbauhelfer aus der BRD (17.5.86) Reingard Zimmer und Informationsbüro Nicaragua, Wuppertal
22. Berndt Koberstein, Aufbauhelfer aus Freiburg/Br., zwei weitere Internationalisten sowie zwei Nicaraguaner (28.7.86†) Aníbal Rodríguez Chavez

Die Zeugenaussagen Nr. 1 bis 16 und 18 wurden in den Regierungsbezirken Nueva Segovia, Madriz und Estelí (Region I) an den Orten Ocotal, Totogalpa, Santa María, Quemazón, El Tizo, Mozonte, Las Cruces und Santa Rosa aufgenommen. Das Interview (Nr. 19) mit den beiden deutschen Aufbauhelferinnen fand in der Hauptstadt Managua statt. Ihre Zeugenaussagen wurden für diese Ausgabe durch ein weiteres, 1987 in der BRD abgegebenes Statement ergänzt.

Zusätzlich aufgenommen in diese Ausgabe wurden der Bericht (Nr. 17) von Pedro Javier Núñez Cabezas, FDN-Offizier und Mörder des Ehepaares Mary

und Felipe Barreda, sowie die Aussage (Nr. 20) von Eduardo López Valenzuela, dem Komplizen von Jimmy Leo, Mörder von Albrecht „Tonio“ Pflaum, der auf der Straße von Zompopera nach Pantasma (Region VI) mit einer Gewehrsalve getötet wurde. Für den Nachdruck dieser beiden Berichte sind wir dem Konkret Literatur Verlag in Hamburg (Eich/Rincon: La Contra – der Krieg gegen Nicaragua) zu Dank verpflichtet.

Eine weitere Ergänzung in dieser Ausgabe sind die Zeugenaussagen (Nr. 21 und 22) zur Entführung der bundesdeutschen Brigadisten aus Jacinto Vaca (Region V) sowie zu dem Mord an Berndt Koberstein auf der Straße von Pantasma nach Wiwilí (Region IV), welche die Edition Nahua aus Hamburg bzw. Kiel erhielt.

Übersetzung aus dem Spanischen: Imme Scholz

Foto auf Seite 42/43: Zerstörungen nach einem Bombenangriff der Contra auf Gemeinschaftseinrichtungen der Campesinos wie Schulen, Gesundheitsposten, Trinkwasseranlagen etc. in der Region I.

In der Stadt Ocotal, im Regierungsbezirk Nueva Segovia, und in einigen dazugehörigen Gemeinden und Landkreisen an der honduranischen Grenze hörte ich 26 Zeugenaussagen von Personen, die, einzeln oder mit anderen, Entführungen, Vergewaltigungen, Mordanschläge, Einschüchterungsversuche gegenüber ganzen Ortschaften und Überfälle auf Arbeiter und Privatproduzenten der Kaffeeanbaugebiete überlebt hatten.

Ein Kapitel über Entführungen wäre aufgrund ihrer Häufigkeit und ihrer Varianten unerschöpflich. Eine „Entführung“ ist in Nicaragua etwas völlig anderes als sonstwo in der Welt. Überall wird unter einer Entführung eine terroristische Aktion verstanden, die gegen eine meist wichtige oder reiche Person gerichtet ist: diese wird gewaltsam gefangen genommen und festgehalten, um eine hohe materielle oder politische Forderung zu erpressen. In Nicaragua ist die Entführung ein von der Contra ständig eingesetztes Mittel gegen Bauern oder Reisende, die von bewaffneten Banden vom Arbeitsplatz weg oder aus einem Bus heraus gefangen genommen und in ihre Lager nach Honduras verschleppt werden. Opfer dieser Aktionen ist immer die arme Zivilbevölkerung. Die Contra stellt keine Forderungen, will kein Lösegeld. Sie will beherrschen und terrorisieren. Sie will die strafen, die zur Revolution stehen. Und fast immer will sie gewaltsam Menschen rekrutieren, um sie in ihren Lagern zu indoktrinieren und in ihre Reihen zu integrieren, um sie dann bewaffnet nach Nicaragua in den Kampf gegen ihre eigenen Landsleute zu schicken. Die wehrlose Bevölkerung fürchtet und leidet unter dieser Plage, die die Contra gegen sie einsetzt. Die Mehrheit der Entführten denkt nur an die Flucht. Über 80 Prozent der Entführten in diesen Gebieten fliehen.

Die Berichte dieser Entkommenen enthüllen, wer diese Contras sind, wie sie reden, denken, handeln, argumentieren, ihre Mittel und Methoden ... und auch, wie die Entführten selbst darüber denken.

„DER GROSSTEIL DER CONTRAS WAREN ENTFÜHRTE BAUERN“

In der Stadt Ocotal nahm ich die Aussagen eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens auf.

Benjamín Aguilar Bustamente, 22 Jahre alt, Angestellter bei der staatlichen Ölgesellschaft, wurde am 22. Mai 1983 von der Contra entführt. „Ich war in einem Lieferwagen nach Jalapa unterwegs, als eine Truppe der Contra eine AKA (schweres Maschinengewehr, d.Ü.) auf uns anlegte. Vor uns war ein Microbus des lokalen zwischenstädtischen Verkehrs von der Contra angehalten worden. Nachdem wir ausgestiegen und festgenommen worden waren, zündeten sie unseren Wagen an und brachten uns zu einem Sammelpunkt der Contra. Dort waren alle festgenommenen Leute aus dem Microbus, etwa 80 Personen, Alte, Kinder, Frauen, alle. Es war ein eingezäunter Platz, wie für Vieh. Dort sah ich überall das Bild von Papst Johannes Paul II hängen. Es gab Poster und politische Propaganda mit dem Bild des Papstes. Die Contras hielten uns eine Rede. Sie sagten, daß in Nicaragua die freie Religion verfolgt wird, weil dort ein kommunistisches System sei. Und sie wiesen uns auf die Unterstützung der Contra durch die USA und Honduras hin. Sie stellten uns das als eine Ehre dar und ich sah die Unterstützung in Form von Ausrüstung und militärischen Geräten, alles aus nordamerikanischer Produktion.“

Der junge Mann sprach wie ein gebildeter Student und legte Wert auf Details. Er fertigte sogar eine Zeichnung der betreffenden Zone an, damit ich seinen Bericht verstehen konnte.

„Die Contras wählten die Leute aus, die sie entführen wollten. Sie sollten nach Honduras gebracht werden und es gab einen Befehl, jeden zu erschießen, der einen Fluchtversuch unternehmen sollte. Zwanzig von uns wurden mitgenommen, ich war darunter, bewacht von zehn Contras. Wir gingen zu einem Lager in La Lodoza, Honduras, wo sie uns ausbilden und später bewaffnen wollten, um mit ihnen zu kämpfen. Wir marschierten den ganzen Vormittag. Ungefähr um vier Uhr nachmittags kamen wir bei einer Schlucht an, tief im Inneren der Berge. Wir ruhen uns aus. Die Contras bilden einen Kreis um uns. Sie schlachten einen Ochsen und sagen, daß wir ihn zum Lager mitnehmen sollen. Aber die sandinistische Armee hatte schon die Verfolgung der Gruppe aufgenommen. Die Contras entdeckten die Armee, wurden nervös und es entsteht ein Durcheinander. Diesen Moment nutze ich mit acht anderen aus, um zu fliehen. Wir gingen um einen Bergvorsprung herum und verbargen uns während der Nacht. Am nächsten Tag machten wir uns auf den Rückweg. Mehr habe ich nicht gesehen.“

„Während der ganzen Zeit, die ich bei der Contra war, konnte ich sehen, daß der Großteil der Contra entführte Bauern waren. Die Contra hat viele Bauern entführt, sie betrügt sie und verängstigt sie. Ich sprach mit dem Chef und sagte zu ihm: 'Lassen Sie uns frei. Sie sehen doch, daß wir nicht freiwillig mitkommen. Leute, die gewaltsam mitgenommen werden, machen nur Ärger.' Er wurde wütend. Er legte auf mich an, wie um mich zu erschießen,

aber ich blickte ihm in die Augen und merkte, daß er nicht fest entschlossen war, es zu tun.“

Das junge Mädchen, das mir seine Entführung durch die Contra schilderte, wollte mir aus Angst seinen Namen nicht sagen: „Wir kehrten im Juni 1983 gegen drei Uhr nachmittags von Dipilto nach Ocotal zurück, drei Personen in einem Jeep. Zu uns waren noch eine Krankenschwester und zwei junge Männer eingestiegen. Nach zwei Kilometern hörten wir Gewehrkugeln in unser Fahrzeug einschlagen. Es war die Contra. Ich verkroch mich unter dem Handschuhfach. Wir hielten nicht an. Wir beschleunigten die Fahrt. Sie waren einen Kilometer lang am Weg postiert und wir fuhren einen Kilometer unter Gewehrschüssen hindurch. Ich begab mich in Gottes Schutz. Ich fühlte einen Einschlag. Ein aufgebocktes RPG-7-Maschinengewehr hatte den Jeep getroffen und wir stießen mit einem Lieferwagen an der Auffahrt zu einer Brücke zusammen, die gerade gesprengt werden sollte. Meine Kameraden sprangen aus dem Jeep und ich blieb mit einer Compañera drin. Sie kamen und sagten, daß wir rauskommen sollten, sie würden uns sonst töten. Ich war verwundet, als ich ausstieg. Ich sah etwa 60 blaugekleidete Contras. Wir mußten uns mit dem Gesicht nach unten auf die Erde legen. Dann mußten wir wieder aufstehen. 'Los' sagten sie, aber dann schrien sie: 'Werft Euch auf den Boden!' Das Dynamit sprengte die Brücke. Ich war furchtbar erschrocken. Ich weinte. Ich fragte, wohin sie uns bringen würden. Sie sagten, sie brächten uns zu ihrem Chef. Ungefähr um neun Uhr nachts fing es an zu regnen. Es regnete in Strömen und ungefähr um elf Uhr nachts beschlossen sie, Halt zu machen. Wir verbrachten die Nacht von den Contras umzingelt; die Compañera und ich hatten große Angst. Um vier Uhr morgens gingen wir weiter. Ich weinte und weinte und bat sie, uns gehen zu lassen. Sie sagten immer, daß sie dem Befehl des Chefs gehorchen mußten. Wir gingen bis sechs Uhr nachmittags, ohne etwas zu essen; wir waren erschöpft. Dann erreichten wir das Lager.“

„In diesem Lager waren über 300 Contras. Ich sah, daß sie alle viele Waffen und schöne Regenmäntel hatten, die, glaube ich, aus Amerika sind und die Buchstaben FDN eingestickt trugen. Viele trugen einen Rosenkranz. Als wir in diesem Lager ankamen, gaben sie uns Bohnen mit Bananen zu essen. Nach einer Weile brachten sie uns zu einem Häuschen, wo viele Leute waren. Sie trennten uns, das kranke Mädchen, einen verwundeten Jungen und mich, von den anderen. Wir sahen sie nie wieder. Wir verbrachten die ganze Nacht mit ihnen. Furchtbar, sehen Sie, wir Frauen waren allem ausgesetzt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu beten.“

„Um vier Uhr morgens weckten sie uns und brachten uns an den ersten Platz zurück. Sie nahmen mir die Tasche weg, untersuchten sie und begannen mit dem Verhör. Sie versuchten, uns zu beeinflussen. Daß sie für unsere Befreiung vom Kommunismus in Nicaragua kämpften. Eine tolle Art, uns zu befreien, dachte ich. Uns von einem Gespenst zu befreien, das sie aus ideologischen Gründen in ihren Köpfen haben. Uns von etwas zu befreien, wovon uns niemand zu befreien hat, weil es eine hundertmal aufgebauschte Lüge ist. Aber ich war immer noch zutiefst erschreckt, obwohl mich diese Gedanken überfielen. Ich wollte nur wissen, was sie mit uns machen würden und wann

dieser furchtbare Alptraum endlich aufhören würde. Gut, sie verhörten uns wieder und wieder. Sie riefen uns nacheinander zu sich. Wir Frauen waren fest entschlossen, nicht bei ihnen zu bleiben. Den ganzen Tag versuchten sie, uns zu überzeugen. Sie verhörten uns nie in der Gruppe, sondern immer einzeln. Sonntag mittag fragte uns einer: 'Nun, wie habt Ihr entschieden?' 'Nach Hause zurückgehen!' 'Unmöglich, ihr werdet hierbleiben.' Ich fing verzweifelt an zu weinen. Eine Stunde später kam derselbe wieder. Sie mußten sich für den Weitermarsch fertigmachen und wir waren nur noch eine Belastung für sie. Sie sagten, daß sie uns zurückgehen lassen würden, aber daß das ihren Kampf nicht aufhalten würde. Viele von ihnen verließen das Lager fluchtartig. Sie schrien: 'Die Zivilisten: Marsch!' und wir gingen los. Das war eine weitere Tortur, weil sie ständig zu uns sagten 'Beeilt euch', 'Bewegt die Zweige nicht', ... Wir waren alle fürchterlich nervös. Ungefähr um fünf Uhr kamen wir an einen Ort und sie sagten uns, wir sollten jetzt alleine weitergehen."

„Wir drei gingen weiter. Es fing wieder an zu regnen. Wir fielen hin. Der Junge war ja verwundet. Um elf Uhr nachts konnten wir nicht mehr weiter. Wir wußten nicht mehr, wo wir waren. Wir beschlossen, die Nacht in den Bergen zu verbringen. Es war ein Alptraum. Um drei oder vier Uhr gingen wir wieder los. Das andere Mädchen war barfuß. Wir weinten. Ich möchte nicht daran denken. Unsere Familien suchten uns, sie glaubten, wir seien tot. Es ist jetzt fünf Monate her und ich kann mich an alles erinnern, so sehr hat es mich beeindruckt. Fünf Monate lang habe ich jede Nacht geträumt, daß ich verfolgt werde, daß eine Bombe auf mich geworfen wird. Ich hatte solche Angst, solche Furcht. Noch heute gehe ich nicht aus, traue mich nicht zu reisen."

TOTOGALPA, EIN VON ANGST GELÄHMTES DORF

In Totogalpa verbrachte ich einen ganzen Tag und unterhielt mich mit mehreren Familien, hörte die Berichte einiger zurückgekehrter Entführter und sprach mit dem Pfarrer, einem Priester der kanadischen Mission, Henri J. Coursol.

Totogalpa ist eine Gemeinde in der Nähe von Ocotal, am Rande der großen internationalen Überlandstraße „Interamericana“, die durch den Grenzposten bei Las Manos nach Honduras führt. Das Dorf besteht aus 90 sehr armen Häusern, die meisten aus Lehm gebaut. Der Landkreis hat 30 Dörfer und verstreute Weiler mit insgesamt 9000 Einwohnern. Über 200 von ihnen sind von der Contra entführt worden.

Das Land um Totogalpa ist steinig und unfruchtbar. „Es ist ein bitterarmes Dorf“, sagte mir eine blitzgescheite Greisin aus Ismelia (80 Jahre alt und voller funkensprühender Bemerkungen). Die meisten Dorfbewohner leben von dem, was sie als Tagelöhner verdienen, bei der Kaffee-Ernte oder durch andere Arbeiten auf den Haciendas. Aber die Entführungen bei der Kaffee-Ernte haben sie dermaßen verängstigt, daß viele nicht mehr hingehen und so ihre wichtigste Einkommensquelle verloren haben.

Totogalpa hat keinen militärischen Schutz, sondern nur ein paar Zivilisten

in der Miliz. Es ist bereits viermal Opfer von Beschießungen der Contra mit Mörsern und Maschinengewehren gewesen. Die Contra tut dies in regelmäßigen Abständen, um das Dorf in Schrecken zu halten. Sie benötigt dies Gebiet als Durchgang zwischen den Gebirgsketten, in denen sie ihre Lager haben. Dieser Korridor ist ihr Fluchtweg nach Honduras. Das Dorf ist völlig verängstigt. Die Bewohner sind mißtrauisch. Sie schließen ihre Türen um sechs Uhr nachmittags, kaum daß die Sonne untergegangen ist. „Man weiß nie“, sagen sie bedeutungsvoll, „sie kommen vorbei und sie könnten reinkommen, wenn sie die Tür offen sehen. Sie nutzen die Nacht für alles mögliche.“

Der Pfarrer sagte mir: „Letzte Weihnacht haben wir die Mitternachtsmesse um neun Uhr abends gefeiert und es kamen nur 30 Personen. Das Dorf ist vor Angst gelähmt. Einige schlafen nachts in einem anderen Haus.“ Er erzählte mir von der Angst vor den Mörsern und Maschinengewehren der Contra bei Angriffen, die bis zu 20 Minuten gedauert haben. Er sagte, daß er in ständiger Bereitschaft lebe, um der Zivilbevölkerung zu helfen, die aus Hinterhalten angegriffen, verwundet und umgebracht wird.

Der Terror hat sich über den gesamten Landkreis erstreckt. Fünf Schulen sind geschlossen worden, weil die Contra die Lehrer und Lehrerinnen mit dem Tode bedrohte. Sie haben einige Lehrer der Erwachsenenbildung mitgenommen, ebenso einige der 180 Katecheten der Pfarrei. Der Koordinator der Katecheten, Manuel López Blandón, 34 Jahre alt, erzählte mir im Schatten eines riesigen, wunderschönen Mahagonibaumes, wie im Oktober 1983 um sechs Uhr morgens bewaffnete Contras zu seinem Haus kamen und ihn zwangen, ihnen Essen zu geben. Sie nahmen ihn mit, damit er sie zu einem Berg führe. „Es waren unheimlich viele Leute da, alle in blaue Uniformen gekleidet und mit den Buchstaben FDN gekennzeichnet. An diesem Tag führten sie keine Entführungen durch, sie hatten etwas anderes vor und waren bewaffnet. Sie fragten mich, ob ich nicht einsehen würde, daß die Revolution vom Marxismus-Leninismus vereinnahmt würde und daß die freie Religionsausübung verfolgt würde. Ich verneinte das aufgrund meiner Erfahrungen als Koordinator der Katecheten und sagte, daß die Kirche bei uns wie früher funktionierte, sogar besser, daß immer Gottes Wort gefeiert würde. Und als sie mich fragten, ob in dieser Gemeinde Gottesgläubige lebten, bejahte ich das, daß in meiner Gemeinde alle an Gott glaubten, daß wir durch ihn lebten und vorwärts gingen, weil Er uns in jedem Moment beschützt. Sie sagten, daß in Nicaragua durch die Revolution der Glauben verlorengehe. Ich sah, daß sie alle verwirrt waren. Sie werden wirklich betrogen. Ich fürchtete mich an jenem Tag nur vor ihren Waffen. Ich sagte es ihnen, daß ich vor Waffen Angst habe, weil man nie weiß, was einer mit der Waffe in der Hand tun wird, aber daß ich vor den Menschen keine Furcht habe, weil wir alle gleich sind. Meine Frau und meine Kinder fürchteten sich, als sich mich mitnahmen, weil sie im selben Jahr sechzehn Gemeindemitglieder entführt hatten. Das war sehr schmerzlich. Einige kehrten nach acht Tagen zurück und andere nach zwei Wochen, aber einer starb, und einer wurde verwundet.“

„WIE KÖNNEN SIE DIE BIBEL LESEN UND UNS SO QUÄLEN?“

Ich hörte in Totogalpa lange Berichte von Entführungen wie die des Miskito-Indianers Coronado Muñoz Zamora. „Ich bin verheiratet und habe fünf Kinder“, sagte er leise und langsam, ohne Kraft, weil er wegen der Verletzungen durch einen Huftritt in den Bauch frisch operiert war. „Der Teufel ist in das Pferd gefahren“, meinte er. „Man hat mir gesagt, ich soll es erschießen, aber ich werde es nicht tun, denn es ist ja ein unschuldiges Tier.“

Wir saßen in seinem ärmlichen Häuschen, zwischen drei Pritschen und einem Säckchen Mais, und er erzählte mir viele Einzelheiten seiner leidvollen Erfahrung: „Während des Alphabetisierungskreuzzugs arbeitete ich als Koordinator, ich half den Brigadisten. Das hat die Contra nicht gern gesehen. Bald kam die Contra zu uns und suchte mich, um mich zu töten. Ich wohnte an der Straße in Callantú und arbeitete als Hausmeister in der Schule dort. Viele Tage hielt ich mich in den Bergen versteckt. Ich schlief dort im Regen, von Mücken zerstoßen und litt sehr. Sie waren gekommen, um mich mitzunehmen. Bis einige ihrer Freunde für mich sprachen, sie sagten ihnen, daß ich ein guter Mann sei, der mit niemand Streit sucht. Darauf konnte ich einige Zeit ruhig leben. Aber später kam die Contra wieder und eines Tages entführten sie mich.“

„Sie entführten mich am 25. November 1984. Sie kamen um halb neun in der Nacht. Sie gingen durch alle Häuser. Zu uns kamen sechs gut bewaffnete Männer und sagten: 'Du dort, steh auf, komm Mann, unterhalten wir uns.' Ich dachte, es ist die Contra. Ich bin nicht dumm, ich kenne die Sprache unserer Armee und die andere Sprache. 'Ich bin krank', sagte ich. 'Wenn Du nicht aufstehst, brennen wir Dein Haus ab.' Sie holten mich raus. Ich bat sie, mich nicht mitzunehmen, daß ich allein sei und meine Kinder krank. Sie wollten auch meinen jüngeren Bruder mitnehmen und eine meiner Töchter. Aber da sie mit ihrer kleinen Schwester schlief, sagte ich, dies sei ihr Kind und daß sie krank sei, und so ließen sie sie hier. 'Also nehmt besser mich mit', sagte ich zu ihnen, denn mein Bruder fing an zu weinen.“

„Wir waren 38 Personen, die sie aus Río Abajo, Yalagüina, Jocote entführt hatten, und fünf von uns waren aus Terrero Grande. Sie sagten, daß sie vor zwei Wochen 80 mitgenommen hätten. Drei Tage ging ich mit ihnen ohne zu essen. Sie gaben uns nichts zu essen, wir gingen in der Nacht, ich war krank, mit Kopfschmerzen, ich weiß nicht, ob vom Hunger. Sie hatten Geld und ließen sich Brot bringen, Beutel voll Brot, Hühner, sie aßen gut und uns ließen sie hungern. Ein Stückchen Tortilla am Tag und abends nichts.“

„Sie sagten uns, daß sie uns nach Honduras bringen würden, um uns für den Kampf gegen unser Volk auszubilden, daß sie kurz vor dem Sieg stünden, daß die Armee schon kopflos geworden sei, daß sie nur noch einen Monat zum Sieg brauchen würden; daß sie den Großteil schon eingenommen hätten und wir nur noch sehr wenig kämpfen müßten, um unsere Ruhe zu haben; daß sie uns Geld geben würden, damit wir ein gutes Leben führen können und daß wir aus Honduras mit Geld für unsere Familien zurückkehren würden. Daß sie uns dort nichts geben würden, weil alles abgezählt sei und sie selber kaum

noch essen würden. Sie sagten, daß sie in Honduras alles hätten. 'Dort laufen sogar die Lahmen und die Blinden machen wir sehend, dort haben wir Ärzte', sagten sie. Sie sagten, daß die USA ihre größte Stütze sind und daß die USA ihnen große Hilfe geben würden, um den Sieg zu erreichen. Sie sagten, daß ihre gesamte Ausrüstung aus den USA ist, gutes Gerät, gute Rucksäcke, gute Regenmäntel ... Sie bedrohten uns auch; wenn wir versuchten zu fliehen, würden sie uns den Kopf abschlagen. Ein Junge haute ab – er war leicht und rannte den Abhang der Schlucht runter – und sie suchten ihn und sprachen davon, ihn zu köpfen, sobald sie ihn gefunden hätten. Sie wollten nicht schießen, weil die Armee in der Nähe war. Nachdem dieser Junge abgehauen war, überwachten sie uns schärfer, einer von ihnen zwischen zweien von uns, auch wenn wir schliefen, damit keiner entkäme. Sie haben ein großes Funkgerät und verständigen sich damit untereinander, so kennen sie die Position der Armee und wissen, wo sie entlang gehen können. Wenn die Armee in der Nähe ist, gehen sie nur nachts. Eines Tages weckten sie uns um drei Uhr morgens und wir mußten losgehen, hungernd und frierend. Wir mußten uns gegenseitig festhalten, damit niemand im Dunkeln abhaute. Aber wir kamen auf einen Pfad und dort hatten die Compas vom sandinistischen Heer einen Hinterhalt gelegt. Es begann eine Schießerei, alle auf den Boden und ich warf mich sofort einen Abhang hinunter. Leider traf ich dort auf einen von ihnen, der runterrollte und mir zuschrie: 'Rauf nach oben!' Ich trug einen schweren Rucksack, stieg hoch, ging auf die Straße, und als ich sah, daß alle vor den Compas wegliefen, sah ich die Gelegenheit, abzuhaue. Ich warf mich wieder den Abhang runter, der Rucksack platzte, ich ließ alles liegen und floh.“

„Auf dem Rückweg ging es mir sehr schlecht. Ich habe mich oft verirrt. Ich ging barfuß. Ich traf einige Compañeros, denn alle Entführten waren geflohen. Einer wurde auf dem Weg vor Hunger ohnmächtig. Aber in einigen Häusern halfen sie uns weiter, sie gaben uns Kaffee und Tortillas. So kam ich nach Hause. Die Familie war bedrückt, meine Kinder weinten. Das Mädchen wurde fast ohnmächtig vor Freude, als es mich sah. Sie glaubten, daß sie mich umgebracht hätten. Seitdem haben wir weiter viel durchgemacht, weil wir nachts in die Berge fliehen mußten. Jede Nacht mußten wir das Haus und die Tiere allein lassen. Ich brachte die Familie jeden Tag in einem anderen Haus unter. Wir schliefen acht Nächte im Wald. Ich aß fast nichts mehr, weil ich jeden Augenblick dachte, die Contra sei hinter mir her. Bis wir uns entschlossen, hier hinzuziehen. Jetzt habe ich diese Schmerzen nach der Operation wegen des Huftritts, aber das ist was anderes, das muß ich überstehen, weil es zu diesem Leben gehört.“

Coronado fügte noch eine kleine Erinnerung und eine Bemerkung an seinen Bericht an: „Die Contras hatten Drogen genommen und wenn die ausgegangen war, nahmen sie das Pulver aus den roten Fäden der Zündschnur, die einige Munitionsarten haben. Sie werden high davon. Sie boten es mir an. 'Möchtest Du nicht?' 'Nein, es kann meinem Hirn schaden.' Sie sagten uns oft, daß sie wahre Katholiken seien, daß sie an Gott glauben, daß wir Kommunisten sind. Sie sagten, daß Gott sie verteidigt, weil sie an Gott glauben. Sie trugen Kettchen mit Christus am Kreuz und Heiligenbildchen.

Andere stellten sich in den Schutz von Monseñor Madrigal, der sie in jeder Schlacht vor Gefahren schützen soll. Andere beteten und bekreuzigten sich, bevor sie in den Kampf gingen. Aber ich sage: Wie können sie die Bibel lesen und uns so quälen? Denn wir wurden gequält, wir gingen gegen unseren Willen mit, wir waren keine Freiwilligen, wir waren dazu gezwungen worden, verschleppt worden. Wenn sie in der Bibel lesen, warum sind diese Leute dann so grausam? Ich wußte, daß sie uns lauter Lügen erzählten und ich dachte, warum lassen sie sich so hereinlegen? Nur mit brutaler Gewalt können sie uns mitnehmen.“

„SIE ERHÄNGTEN IHN UND HACKTEN IHN IN STÜCKE“

Francisco López, 27 Jahre alt, wurde mit 40 Compañeros am 16. Januar 1984 entführt, als sie in der Kaffee-Ernte arbeiteten. Francisco López sagte aus:

„Viele von hier, von Totogalpa, gingen in die Kaffee-Ernte. Wir schliefen in der Hacienda. Am ersten Tag, als wir uns um acht Uhr abends schlafen legten und das Licht ausmachten, kamen etwa 30 bewaffnete Contras. Sie sagten uns, daß wir rauskommen sollten, daß wir uns in einer Reihe aufstellen sollten, weil wir nach Honduras gehen würden. Wir waren vierzig, und von anderen Haciendas brachten sie auch noch 18 andere mit. Wir kamen am nächsten Tag in Honduras an, ohne zu essen, in der Nähe von Las Dificultades. Dort gaben sie uns ein Stückchen gebratenes Fleisch, das war alles. Am nächsten Tag gingen wir um vier Uhr morgens nach La Lodoza. Wir kamen im Lager an und ein Arzt sagte uns, daß die Contra im Juni siegen würde. Sie gaben uns ein Stückchen Tortilla, sehr wenig zu essen und zwangen uns zu langen Märschen, bei denen wir Munition schleppen mußten. Manchmal weckten sie uns in der Nacht, um Wasser, Proviant und Essen zu holen. Sie haben dort ihre Verwundeten und der Arzt behandelt sie dort.“

„Wir hatten dort Ausbildungsprogramme. Ich kam dick dort an und kehrte dünn zurück. Es waren Übungen an den Waffen und man mußte allen Befehlen des Ausbilders gehorchen, z.B. 'Gehen Sie und küssen Sie den Baum' oder 'Schreien Sie' und man mußte es tun, oder auch 'Lachen Sie wie der Teufel' und man mußte es tun. Wenn dem Ausbilder irgendwas nicht gefiel, oder wenn einer desertierte, verhängen sie grausame Strafen. Wir mußten auch eine Straße reparieren, auf der Fahrzeuge vorbeikamen und Waffen und Proviant brachten. Wir mußten einen Abhang begradigen und ein Haus für den Proviant einrichten. Es kamen einige Ausländer, um einige Fragen zu besprechen. Die Waffen waren auch aus den USA, wir sahen sie, vom Sehen kennt man sie ja. Dort verbrachte ich zwei Monate. Am Schluß kleideten sie uns blau ein, bewaffneten uns und vereidigten uns, um in Nicaragua zu kämpfen. Wir waren 260. Als wir in Nicaragua eintrafen und etwa drei Kilometer gegangen waren, legten uns die Compas vom sandinistischen Heer einen Hinterhalt und alle flohen erneut nach Honduras, aber ich blieb allein zurück, weil ich fliehen wollte. Ich entkam, ging zwei Tage und Nächte voller Angst, aufgegriffen zu werden. Ich kam in Totogalpa an, ganz nervös, in den

ersten Nächten fühlte ich mich nicht gut, ging nirgendwo hin, hatte Angst. Jetzt kann ich wieder ruhig schlafen.“

„Ich verstehe nichts von Politik. Ich bin nur zur Kaffee-Ernte gegangen, um Geld zu verdienen. Sie haben mich gezwungen, mit ihnen zu gehen, das war gegen meinen Willen und das ist nicht richtig. Ich will arbeiten und frei sein. Aber die Contra zwingt uns, mitzugehen. Sie sprachen von ihrem Sieg im Juni, aber der ist schon vergangen und der Sieg ist nicht gekommen.“

Ein anderer Entführter, den ich in Totogalpa befragte, ist Katechet, der seit 14 Jahren als Pfarreiangestellter in Santo Domingo arbeitet. „Mein Name ist José Santos López Bautista“, gab er zu Protokoll. „Ich bin 32 Jahre alt, ich bin Landarbeiter und Katechet. Ich arbeite in der Finca von Marcos Tuly. Am 8. November 1983 begannen wir mit der Kaffee-Ernte und wurden noch in derselben Nacht entführt. Zehn bewaffnete Männer kamen zur Hacienda und stellten uns 42 Kaffeepflücker in einer Reihe auf. Keiner von uns hatte Waffen, wir waren wehrlos. Sie sagten, daß wir mit ihnen gehen sollten, und daß niemand sich weigern solle, weil sie ihn sonst umbringen würden. Sie brachten uns zur Grenze und am nächsten Tag kamen wir in Honduras an, in einem Ort, der Las Dificultades heißt. Sie nahmen unsere Daten in einem honduranischen Militärposten auf und brachten uns zur Basis der Contra. Es kamen nur 38 von uns an, weil einige Compañeros unterwegs entkommen konnten. Im Lager mußten wir Zweige schneiden, um Hütten zu bauen. Am nächsten Tag entkamen dreizehn und später noch einige mehr. Jetzt waren wir nur noch wenige und es war unmöglich, zu entkommen, denn die 24 waren geflohen, als wir nur zwei Bewacher hatten, die auch noch vom Marsch müde waren. Als sie sahen, daß so viele abhauen, bewachten sie uns schärfer.“

„Ich war 19 Tage bei ihnen. Mir fiel auf, daß sie behaupteten, keine Entführungen zu machen. Der Chef kam und sagte: 'Diese sind alle freiwillig gekommen.' Aber das ist eine Lüge, denn wir waren alle entführt worden. Sie reden verächtlich von der Revolution. Sie sagen, daß wir hier alle Kommunisten sind. Sie erzählten uns, daß die USA ihnen helfen. Das erste, was sie einem sagen, ist daß wir als Christen die Ungerechtigkeit anklagen müssen, und weil die Revolution ungerecht ist, müssen wir die Revolution in Nicaragua denunzieren. Sie sagen, daß Gott auf ihrer Seite steht. Ich sah einen jungen Mann, der auf der Flucht den Weg verloren hatte und wieder aufgegriffen wurde. Sie erhängten ihn und hackten ihn in Stücke. Das honduranische Heer steht mit der Contra in Verbindung; eines Tages schickten sie uns schnell weg, weil Journalisten auf dem Weg zu uns waren. Alles wurde schnell zusammengepackt und wir gingen zur Grenze.“

„Als ich im Lager war, hungerten wir; selten gaben sie uns zu essen, und wenn, dann nur Reis und Kartoffeln. Wenige Tage später wurde ich mit den anderen nach Nicaragua geschickt. Ich konnte nicht fliehen, weil dem Chef zu Ohren gekommen war, daß ich mit einem Freund abhauen wollte; also bewachten sie mich besonders scharf. Als ich nach Nicaragua kam, konnte ich noch nicht mit Waffen umgehen. Sie brachten uns nur bei, die Waffe zu tragen und zu schultern, aber nicht, wie man mit ihr schießt. Sie gaben uns die Uniform und die Waffe, alles aus den USA, schickten uns in die Berge, ohne

daß wir schießen konnten. Unsere erste Mission war, Leute zu entführen. Drei oder vier Compañeros wurden entführt. Eine andere Mission war, die sandinistische Armee zu stellen, aber es gab keine Zusammenstöße und ich floh. Leider verirrte ich mich dabei in Honduras. Ich glaubte, daß ich schon in Nicaragua war und war doch noch in Honduras. Ich brauchte vier Tage und vier Nächte, um zur Hacienda zurückzukehren.“

„Im folgenden Jahr arbeitete ich auf der Finca von Luis Alberto Peralta. Um fünf Uhr morgens kamen etwa 20 Contras und entführten uns, von der Arbeit weg. Ich haute sofort ab, ich ließ mich nicht mitnehmen. Aber später, als wir auf derselben Finca bei der Kaffee-Ernte waren, kamen sie in der Nacht und entführten vier von uns. Die waren anders, ihre Drohungen waren schärfer. Wer versuchte wegzulaufen, dem schickten sie Maschinengewehrsalven hinterher. Aber ich hielt es nur eine Nacht mit ihnen aus; ich ging das Risiko ein, weil ich ja schon wußte, wie es ist, in den Bergen zu marschieren. Als sie in ein Haus gingen, tat ich so, als ob ich Wasser trinken gehen würde und lief weg; weil es Nacht war, war es einfach, zu fliehen.“

„Dieses Jahr gehe ich wieder zur Kaffee-Ernte. Wir haben Angst, aber wir gehen trotzdem, weil wir unseren Lebensunterhalt verdienen müssen und weil wir wissen, daß es dem Fortschritt unseres Volkes dient. In diesem Jahr wird die Contra wieder Leute bei der Kaffee-Ernte entführen. Es wird gefährlich, aber uns bleibt nichts anderes übrig, als zur Kaffee-Ernte zu gehen, auch wenn wir Angst haben. In den letzten Tagen haben sie einige junge Mädchen in der Gegend von Dipilto entführt. Sie sind Freundinnen von mir und es tut mir weh, nicht zu wissen, wo sie sind. Das muß eines Tages aufhören. Denn alles was die Contra erzählt, sind reine Lügen. Wir kennen die Tatsachen in Nicaragua und bleiben hier. Wir arbeiten und sehen den Fortschritt der Revolution für das Volk. Wir wollen bloß, daß sie uns in Frieden leben und arbeiten lassen.“

„ES IST UNGERECHT, WENN MAN GUTER TATEN WEGEN VERFOLGT WIRD“

Von Ocotal fuhr ich im Jeep nach Santa María. In dieser Gegend liegt dieser Ort Honduras am nächsten, es sind nur vier Kilometer durch die Berge bis zur Grenze. Die Wegstrecke beträgt zwar nur wenig mehr als 50 Kilometer, um sie zurückzulegen braucht man aber mehr als drei Stunden. Die Fahrt bedeutet eine wahrhaft bravouröse Leistung, aber sie bietet aufregend schöne Landschaftsaussichten. Der miserable Erdweg verläuft zwischen unendlichen tannenbestandenen Bergen, die von Pfaden zur nahen Grenze von Honduras – oft nur etwa sieben Kilometer entfernt – durchzogen sind. Der Weg geht auf und ab und beschreibt viele Kurven. Man blickt auf riesige Berggebiete mit Tälern und Ebenen, die sich an der Grenze zwischen Honduras und Nicaragua erstrecken. Es ist Niemandsland und leicht von jedem zu besetzen. Die wenigen Dörfer und Weiler sind den umherstreifenden Contras ausgeliefert, die von ihren Lagern in Honduras immer wieder in Nicaragua einfallen.

Wenn man dieses riesige Gebiet sieht, wird verständlich, wie die Contra sich durch das Gebiet bewegt und immer wieder neue Wege und Routen für ihre Einfälle und Rückzüge findet.

Die Kommentare des Priesters, mit dem ich mitfuhr, verwandelten den Weg in einen Kreuzweg: „Auf dieser Hacienda töteten sie eines Nachts einen Vater und seine zwei Söhne.“ „Hier legten sie einem Bus aus Santa María einen Hinterhalt und zwangen ihn, umzukehren ... Hier lauerten sie Pater X auf und zwangen ihn, ihnen den kürzesten Weg nach Honduras zu zeigen. ... Von dort oben schossen sie auf einen Jeep, der daraufhin in einen Abgrund stürzte. ... Hier gab es eine Schießerei. Sie hatten den 13-jährigen Sohn von Doña María entführt und stießen hier auf eine Patrouille, die Schießerei begann und sie stellten die Entführten in die erste Reihe. Der Sohn von Doña María kam dabei um. Seine Mutter ist immer noch untröstlich und weint um ihren Sohn.“

Auf halbem Weg durch die Berge erreichten wir El Quemazón. In diesem Ort konnte ich die Folgen der jüngsten „Heldentat“ der Contra begutachten, die mich wegen ihrer Konsequenz, die sie für die Bevölkerung hat, beeindruckte. Die Schule des Ortes, die von den Kindern der umliegenden Dörfer besucht wird, ist ein Komplex aus einfachen, niedrigen, funktionalen Gebäuden. Sie ist für das revolutionäre Nicaragua ein Symbol für die Bedeutung, die Alphabetisierung und Bildung in den armen und entfernten Dörfern auf dem Lande gewonnen haben. Am 25. Januar 1985 kam eine Bande von Contras durch das Dorf und zerstörte einen Teil des Gebäudes, in dem das Lehrmaterial gelagert wurde, Bücher, Hefte, Papier, Mappen, Bilder, die Landkarte. ... Sie brachen die Tür ein, holten die Möbel und das Material heraus und zündeten es an. Die Nachbarn erzählten mir, mit welchem Grauen sie die Flammen sahen. Nur zehn Tage nach dem Vorfalle konnte ich noch die Reste des Scheiterhaufens sehen, einen Berg Kohle und schwarze Asche mit den Resten von Papier, Heften und Mappen. Es war das unübersehbare Symbol einer faschistischen, haßerfüllten Aktion gegen die Alphabetisierung, die Kultur und Erziehung des einfachen Volkes. In den letzten Monaten hat die Contra 14 Schulen in ländlichen Gebieten Nicaraguas zerstört und in Brand gesetzt. Auf ihren Druck hin mußten 359 Schulen geschlossen werden.

Nach El Quemazón, in El Tizo, hörte ich den langen Bericht von Lucío Madariaga, welcher der Contra dreimal in die Hände gefallen war und sich dreimal befreien konnte. Neben dem Lehmherd seines ärmlichen Hauses hörte ich ihm zu, zwischen seiner Ehefrau Isolina und einigen seiner acht Kinder sowie seinem Bruder, während Isolina uns ein Gericht aus Ananas zubereitete. Lucío ist Katechet.

„Eines Tages kam ich von der Arbeit, von einem Maisfeld, als ich auf eine Gruppe Contras stieß. Ich hatte einen Sack Hirse bei mir und sie begannen, mich zu verhören. Sie waren blau gekleidet, die Uniformen trugen die Buchstaben FDN und sie waren gut bewaffnet. Sie wußten, daß ich dem zivilen Verteidigungskomitee angehöre. In dieser Zeit war ein spanischer Priester bei mir, der mir half und alles mit mir teilte. Sie sagten, daß sie eines Tages kommen und ihn holen würden, weil er einer dieser Kommunisten sei, die es

in Nicaragua gäbe. Der Chef fragte mich, was dieser Priester in Nicaragua tut. Ich sagte, daß er mit mir Arbeit und Familienalltag teilen würde, und als Priester bei den Heiligen Messen helfen würde. Sie fragten mich, ob es wahr sei, daß wir nach jeder Heiligen Messe die Hymne der Frente Sandinista singen würden. Ich sagte ihnen, das sei eine Lüge, daß hier die Heiligen Messen gefeiert würden wie immer. Dann sagten sie, daß sie die Frente Sandinista besiegen würden. Sie boten mir Geld an, damit ich mit ihnen zusammenarbeite, aber ich sagte nein, weil ich weiß, daß sie auf verlorenem Posten stehen. Sie zeigten mir das Geld. Sie hatten Geld aus Nicaragua und auch Lempiras aus Honduras. Nachdem sie mich verhört hatten, ließen sie mich frei, weil sie es eilig hatten. Das war am 12. Januar 1983.“

„Ein anderes Mal, im selben Jahr, war ich gerade aus Ocotal gekommen und ruhte mich auf meinem Bett aus, ich spielte auf meiner Gitarre, als sie rein kamen und die Gewehre auf mich anlegten. Sie sagten, daß ich nun 'auf die Reise' ginge. Ich fragte sie warum, ich schuldeten ihnen doch nichts. 'Uns wurde befohlen, dich mitzunehmen, also gehst du jetzt auf die Reise', sagte der Chef. Und sie nahmen mich mit. Als wir in El Hato ankamen, luden sie mir einen schweren Rucksack voller Patronen auf, der die Buchstaben USA trug. Ich gehörte zur Koordination der Erwachsenenbildung und in den Augen der Contra war das schlecht. Sie sagten mir, ich solle aufhöre, dort zu arbeiten, daß es schlecht verdientes Geld sei. Ich sagte ihnen, daß wir dort kein Geld verdienten, daß die Koordinierungsarbeit nicht aus dem Interesse für Geld gemacht wird, sondern für das Wohl und den Fortschritt der Gemeinde. Noch einmal sagten sie mir, daß sie mich auf höheren Befehl mitnehmen würden. Da kamen meine Söhne und meine Tochter Fernanda gelaufen, sie klammerte sich weinend an mich und bat sie, daß sie mich loslassen sollten. Sie wollten mich mitnehmen, aber schließlich ließen sie mich in El Hato frei und gingen weiter. Seitdem leben wir in ständiger Angst. Es ist hart und ungerecht, wenn man wegen guter und nicht wegen schlechter Taten verfolgt wird. Die Contra läßt uns nicht in Frieden leben. Es war Ende 1983, als sie mich zum zweiten Mal mitnehmen wollten.“

Lucíos Frau sagte, daß sie immer in Angst leben würden, daß die Contra wiederkäme und ihren Mann mitnähme.

„Das dritte Mal kamen sie am 13. Mai 1984. Am 12. Mai kam ein Compañero aus Aguacate zu mir und sagte, daß die Contra käme. Da ich die Gefahr sah, ging ich nach Santa María. Auf dem Rückweg nach Ocotal am Tag darauf legte uns die Contra in der Schlucht La Rastra einen Hinterhalt. Alle mußten aussteigen, aber sie nahmen nur mich mit. Ich wurde wieder mit einem schweren Rucksack voller Patronen beladen, der wieder die Aufschrift USA trug. Wir marschierten den ganzen Tag, bis wir zu ihrer Basis in Honduras kamen. Wir gingen durch die Hügel, auf der Seite von Yure. Diesmal waren es 50 bewaffnete Contras, die mich gefangennahmen.“

„Als wir in ihrem Lager ankamen, begannen sie, mich zu verhören und mir zu drohen. Sie bedrohten mich mit einem Messer und sagten, daß sie mich töten würden. Ich sagte ihnen, sie sollten mich ruhig töten, aber daß es ungerecht sei, weil ich ihnen nichts getan hätte und ihnen nichts schuldeten.“

Danach bestanden sie darauf, mich davon zu überzeugen, die Waffe zu ergreifen und mich ihnen anzuschließen. Ich sagte nein und sie ließen mich in Ruhe, aber dann verhörten und bedrohten sie mich wieder. Ich saß die ganze Zeit auf einem Stein, denn in dem Lager gab es nichts, keine Häuser, nichts. Wir lebten dort wie die Tiere, es kam ein Gewitter auf und wir wurden völlig durchnäßt, ohne irgendeinen Schutz. Sie hatten alte Militärmäntel, und nur der Chef, der das Funkgerät bei sich hatte, trug einen Regenmantel und schlief geschützt. Ab und zu schlachteten sie eine Kuh, die ihnen ein Verbindungsmann brachte.“

„Sie sagten zu mir, daß sie an Gott glauben würden und daß die Sandinisten reine Kommunisten seien, die nicht an Gott glaubten. Sie trugen Kruzifixe. Aber ich frage mich, an was für einen Gott die wohl glauben.“

„Eines Tages beschlossen sie endlich, mich nach La Lodoza zu bringen, einem anderen Lager in Honduras, wo sie Leute ausbilden. Ich war nicht sicher, ob sie mich dorthin brachten, um mich auszubilden oder um mich zu töten. Wir gingen zum Fluß runter, der an diesem Tag viel Wasser mit sich führte, so daß wir ihn nicht durchwaten konnten, sondern über ein Brett laufen mußten. Ich mußte zuerst rüber, dann die Gewehre und die Munition. Sobald ich am anderen Ufer war, lief ich weg. Sie kamen sofort hinterher und verfolgten mich. Ich warf mich in einen tiefen Graben und versteckte mich. Ich hörte Schüsse. Sie suchten mich ungefähr eine Stunde lang, aber sie konnten mich nicht finden. Sie sagten 'der ist abgehauen!' und kehrten zurück. Ich lag im Graben und bat Gott um Hilfe, denn wenn sie mich gefunden hätten, hätten sie mich umgebracht. In der Nacht ging ich los, jemand half mir und am nächsten Tag war ich wieder zuhause. Dreizehn Tage war ich bei ihnen gewesen. Meine Frau und meine Kinder hatten schon jede Hoffnung aufgegeben, mich jemals wiederzusehen.“

Seine Frau sagte: „Als mein Mann nicht wiederkam und ich erfuhr, daß sie ihn mitgenommen hatten, war ich sehr traurig. Ich dachte, daß sie ihn töten würden. Viele Tage lang verbrachte ich auf der Suche nach ihm. Einmal nahm ich meine kleine Tochter mit und bat Gott, daß ich einem Contra begegne, um von ihm meinen Mann zurückzufordern. Leute hatten mir gesagt, daß Lucío am Leben sei und wir freuten uns sehr. Wir erfuhren, daß er in Honduras war. Einige Contras brachten mich zum Chef, der Lucío mitgenommen hatte. Er sagte mir, daß sie ihn bald freilassen würden, daß er gut zu essen hätte und daß er mir wegen meiner kleinen Tochter helfen würde. Da sagte mein Mädchen: 'Nein, Mama, nein, sie haben Papa schon umgebracht und jetzt werden sie es dir heimzahlen, laß uns schnell nach Hause gehen.' Und wir kehrten zurück.“

Lucío und seine Frau sagten, daß sie vor Angst an diesem Ort nicht mehr ruhig leben könnten. „Sie bedrohen uns ständig, sie sagen, daß sie uns alle töten werden.“

Warum bleiben sie dann an diesem Ort? Warum gehen sie nicht fort? Die Frau sagte mir, daß sie schon weg will und daß ihr Mann das auch weiß. Lucío sagte: „Ich will hier nicht weggehen, weil es schwer ist, anderswo ein Haus und ein Bett zu finden, mit einer so großen Familie. An einen anderen Ort zu gehen ist wie das Leben zu verlieren. Woanders werden wir nicht mal das

bißchen, das wir jetzt haben, besitzen.“ „Viele Leute sind aus Las Brisas weggegangen“, fügte sie hinzu. „Die Contra bedroht uns mit dem Tod, wenn wir nicht nach Honduras gehen. Die Leute kriegen Angst und gehen weg.“

„DIE CONTRA VERBRENNT DIE ERNTEN UND STIEHLT DIE TIERE“

Santa María ist der letzte Ort in Nicaragua und hängt oben auf einem Berg, dicht an Honduras. Zuerst interviewte ich Cástulo López, der mir seine Entführung durch die Contra folgendermaßen schilderte:

„Ich war auf der Straße in der Nähe von El Arroyo. Es war 1981. Ich arbeitete zu der Zeit in der Landarbeitervereinigung. Die Guardia kam, nahm mich fest und fesselte mich. Sie brachten mich zu ihrem Sammelpunkt, an dem etwa 22 Contras waren. Als ich dort ankam, schlug mich einer sehr hart. Er schlug mir mit seinem Gewehr ins Gesicht. Sie brachten mich nach El Encino, wo ich mich mit auf dem Rücken gefesselten Händen auf den Bauch legen mußte. Sie sagten mir, ich solle mich von dieser Welt verabschieden, weil sie mich umbringen würden. Sie bedrohten mich mit einem Messer. Sie sagten, daß sie mir ein Ohr abschneiden würden. Aber plötzlich brachten sie mich in ein Haus, in dem sie aßen. Ich war gut gefesselt, mit den Armen nach hinten, ich konnte nicht mal Wasser trinken. Einer gab mir etwas zu trinken und wir gingen nach El Hato, wo einige Familien aus Las Joyas waren, die Frauen weinten. Dort ließen sie mich los. Anscheinend wollten sie mich erschrecken, denn wenn sie mich wirklich hätten töten wollen, dann hätten sie es auch getan.“

Danach machte eine sehr schlanke Frau ihre Zeugenaussage, mit energischen Gesten und Worten. Ihr Name ist Jesús López García. Ich fragte sie, ob es nicht „María Jesús“ heiße, aber sie bestand darauf, daß ihr Name nur „Jesús“ wäre.

Sie erzählte mir von den Angriffen und Überfällen, unter denen Santa María leidet. „Wir leben in einer ständigen schrecklichen Spannung, weil wir in den Bergen leben, so nah an der honduranischen Grenze, nur vier Kilometer davon entfernt. Wir haben im Dorf vier Angriffe überlebt. Beim ersten Mal überraschten sie uns, wir waren unvorbereitet, ohne Verteidigung, ohne Schutzunterkünfte für die Gemeinde, ohne Schützengräben, ohne Wachkommando. Das war am 8. November 1980. Zweihundert Contras kamen, um das Dorf einzunehmen. Sie wurden aber abgeschlagen, obwohl das Dorf schutzlos war und es nur sieben schlecht bewaffnete Leute aus dem Dorf gab. Die Contras kamen schreiend ins Dorf, mit einer höllischen Schießerei, so daß wir uns alle vor Schrecken in unsere Häuser einschlossen. Aber sie mußten sich zurückziehen und fliehen, ohne das Dorf eingenommen zu haben. Ein großer Verlust war die Ermordung eines jungen Mannes, Hernán Vallecillo, welcher der Gemeinde große Dienste erwiesen hatte. Er arbeitete im Kunsthandwerker- und Produktionskollektiv. Er war Fahrer und auch Katechet, glaube ich.

Am Tag davor war er auf einem Fest zu Ehren von Carlos Fonseca* gewesen. Die Guardias sagten, daß sie ihn deswegen ermordet hätten. Sie holten ihn aus seinem Haus und schlugen ihm den Kopf ab, etwa fünf Kilometer von seinem Haus entfernt. Er hatte einen kleinen Laden, in dem er Kekse und Nahrungsmittel verkaufte. Alles haben sie ihm gestohlen. Sie zogen ihn aus, nahmen die Kleidung mit und ließen ihn in der Unterhose liegen. Nachdem sie ihn geköpft hatten, brachen sie ihm den Arm.“

„Der letzte Angriff war am 25. September des letzten Jahres und dauerte acht Stunden. Sie schossen mit Mörsern auf uns. Sie hatten schweres Geschütz dabei. Gott sei Dank hatten wir die Zivilverteidigung gut organisiert. Wir waren in den Schutzräumen, aber selbst dort hörten wir die Mörser, Raketen und Bomben. Was für ein Getöse! Die Verteidigung setzte ihr Leben aufs Spiel, aber Gott sei Dank wurden nur einige Gebäude zerstört, z.B. der Gemeinschaftsraum der Schule, der nach dem Sieg der Revolution gebaut worden war und zwei Häuser. Durch den Schock starben Hühner, Küken und sogar ein Esel. Nie haben sie das Dorf einnehmen können, weil wir hier alle zusammenhalten, Gott sei Dank. Santa María war zu Zeiten Somozas eine Hochburg der Guardia. Somoza stellte Santa María immer als Modell des somozistischen Nachwuchses heraus; die Glocke unserer Kirche z.B. war ein Geschenk, mit dem uns Somoza ehren wollte, wie die Inschrift besagt. Heute ist unser Stolz, daß die Guardia dieses Dorf nie hat einnehmen können. Sie greifen uns an, verbrennen unsere Ernte, bestehlen uns, aber wir verteidigen gemeinsam unsere Souveränität. Das ist jetzt das, was wir am meisten produzieren: Sicherheit und Überleben. Wegen der Angriffe müssen wir andere Produktionsbereiche vernachlässigen. Dieser Ort war nie besonders fruchtbar, aber es wachsen genug Bohnen, Mais und Hirse für unseren Eigenverbrauch. Heute arbeiten die Bauern soviel sie können und das Dorf ist ständig auf der Hut, Männer und Frauen. Man kann jetzt nicht mehr über Land gehen, weil hier so viele Entführungen geschehen, daß man sich gar nicht mehr an alle erinnern kann.“

„Die Contra verbrennt die Ernten und stiehlt die Tiere. Sie stehlen sogar Hühner, Schweine, Kühe, Esel, Maultiere, Pferde. Bald werden wir keine Kühe mehr haben, und die Kinder werden keine Milch mehr kriegen. Die Leute verkaufen jetzt alle ihre Kuh, bevor sie gestohlen wird. Die Ungerechtigkeit dieses Krieges ist groß, wegen des Egoismus der Contra. Aber am schlimmsten sind die Berater, die ihnen die USA schicken. Sie denken nicht mehr mit ihren eigenen Köpfen, sondern es sind die USA, die sie dazu bringen, uns diese Grausamkeiten anzutun. Er scheint, als ob der Präsident der USA nicht will, daß dieses kleine Land Nicaragua frei ist, weil er uns beherrschen will.“

* Carlos Fonseca Amador, Mitbegründer der FSLN, im Befreiungskampf am 7.11.76 gegen die Somoza-Diktatur gefallen.

MASSENENTFÜHRUNG AUS MOZONTE

Das Dorf Mozonte liegt am Fuße der Straße von Ocotál nach Las Manos und ist oft Opfer von Contraüberfällen gewesen. Der Ortsrichter, Don Reinaldo Gómez, seit acht Jahren auch Katechet, erzählte mir von einigen Fällen, die Familien und Gruppen betreffen: „Es war am 29. Mai 1983. Ich war zuhause, als mir bestellt wurde, daß meine Kinder entführt worden waren. Meine drei Töchter – die eine war noch klein, die anderen beiden waren etwas älter – und mein kleiner Junge. Als sie mir Bescheid sagten, war ich sehr beunruhigt und voller Sorge und überlegte, wie ich sie retten könnte. Gott sei Dank ließen sie die beiden Kleinen frei, und die beiden Großen konnten fliehen.“

Griselda Gómez ist heute fünfzehn Jahre alt und gehört zu den damals Entführten. Sie fügte hinzu: „Die Contras tauchten auf, als wir auf dem Weg zum Gemüsegarten waren, um Tomaten zu holen. Sie sagten, daß wir mit ihnen nach Los Arados, einem Wallfahrtsort, gehen sollten. In Los Arados waren noch mehr entführte Leute aus El Valle. Sie stellten meinen großen Schwestern und anderen Personen Fragen. Dreihundert blau gekleidete Contras waren dort und ich hatte Angst. Sie gaben uns viele Propagandabroschüren. Sie zwangen uns, die zu nehmen und sagten, daß wir sie lesen müßten. Da stand drin 'Es lebe der Papst, der Papst ist mit uns' mit Fotografien von Papst Johannes Paul II. Dann stand da noch 'Tod dem Sandinismus' und solche Sachen. Sie sagten, daß der Papst auf ihrer Seite stünde und daß sie mit seiner Hilfe in Nicaragua siegen würden. Sie brachten uns dann an einen anderen Ort und ließen meinen kleinen neunjährigen Bruder und mich frei. Meine großen Schwestern und viele andere Leute nahmen sie mit. Wir zwei kehrten weinend zurück, weil sie sie mitgenommen hatten. Aber sie flohen später und kamen wieder nach Hause.“

Don Reinaldo erzählte mir auch vom Angriff der Contra auf das Dorf am 1. Juni 1984, im Morgengrauen („der Kampf dauerte vier Stunden und es gab sieben Tote“) und von der Massenentführung, bei der die Contra 175 Zivilisten, Familien mit Frauen, Kindern und Greisen, mitnahm: „Am 20. Juli 1983 kam die Contra schießend ins Dorf und drohte, Bomben zu werfen, falls die Leute nicht aus ihren Häusern kämen. Die Leute waren sehr erschrocken und kamen raus, Frauen und Kinder, sie weinten. Sie stellten sie in einer Reihe auf, die Straße war voll mit ihnen, und nahmen 175 Personen mit. Sie sagten, daß sie sie zu einer Versammlung mitnehmen würden.“

Ich sprach mit einer Familie, Don Felipe und Guadalupe Florian und ihre Kinder, die bei der Entführung dabei gewesen war. „Als wir zu dem Ort kamen, der bei uns El Beneficio von Don Vicente Palacios heißt, sagten sie, wir sollten weitergehen. Ohne uns jemals zu sagen, wohin sie uns brachten, zwangen sie uns, immer weiter zu marschieren, bis wir in Honduras ankamen. In Honduras kamen nach sechs Tagen Lastwagen vom Roten Kreuz und brachten uns zu einem Lager. Sie behielten uns dort achtzehn Monate als Flüchtlinge. Vor zwei Monaten sind wir zurückgekehrt. Etwa 120 Personen sind schon wieder hier.“

Ich sprach mit ihnen in ihrem Haus, und ich sah einen Hausalter an der

Wand, mit Heiligen und Jungfrauen, dazwischen ein Bild von Monseñor Madrigal (den, wie mir ein Entführter erzählt hat, einige Contras zu ihrem Schutz anrufen, bevor sie in den Kampf gehen). Das Grab von Monseñor Madrigal liegt in Mozonte, weil er hier während vieler Jahre Priester gewesen ist.

ENTFÜHRUNGEN VON MÍSKITO-INDIANERN

In dem Dorf Las Cruces leben 340 Miskito-Indianer in etwa 40 verstreuten Häusern auf beiden Seiten eines Weges, der von der Straße von Ocotál nach Jalapa abzweigt und zum Río Coco führt.

Las Cruces wirkt wie ein kleines Paradies, mit einer schönen und weiten Palmenpflanzung am Dorfeingang, den ziegelgedeckten Lehmhäusern, umringt von Blumen und Bäumen. Die große traditionelle Religiosität der Miskitos zeigt sich in den großen Kreuzen des Kreuzweges, der sich durch das ganze Dorf zieht und in einen kleinen Platz mit drei Kreuzen mündet, dem Kalvarienberg. Jedes Jahr zur Fastenzeit werden neue Kreuze aufgestellt. Ich begrüßte Don Bernabé, den Gemeindegältesten, der seit zwei Jahren wegen einer Thrombose querschnittgelähmt ist. Trotzdem leitet er weiter Gebet und Gottesdienst in der Gemeinde an. „Er gilt als anspruchsvoll, aber er ist ein Heiliger“, sagte mir der Priester.

Die Miskitos sind während all dieser Jahre durch ihre traditionelle Glaubensauffassung in ihrem Entschluß bestärkt worden, zu ihrer Verteidigung keine Gewalt zu gebrauchen. Aber am 7. Dezember 1984, als die Gemeinde das Fest der Heiligen Jungfrau feierte, das wichtigste religiöse Fest in Nicaragua, führte die Contra eine Massenentführung durch und rief damit einen grundlegenden Sinneswandel hervor.

José Orteiz, 27 Jahre alt, Katechet, der Sohn von Bernabé erzählte mir folgendes: „Am 7. Dezember feierten wir das Fest der Heiligen Jungfrau. Die ganze Gemeinde war zu diesem Fest der Jungfrau Maria versammelt. Wir hatten das Gebet und die Prozession beendet und begannen, Kaffee, Säfte, Zuckerrohr und Süßspeisen zu verteilen, wie es Sitte ist. Wir unterhielten uns, als ich auf einmal sehe, daß Contras die jungen Männer umzingeln und festnehmen. Sofort floh ich in ein Haus. Andere junge Männer versteckten sich mit mir. Die Frauen stellten sich in die Tür, um den Contras den Zutritt zu verwehren, die schon kamen und sagten: 'Wir werden diese Hunde jetzt hier rausholen.' Sie hätten uns rausgezerrt, wenn die Frauen sie reingelassen hätten. Einige rannten weg, aber die Contras hatten Wachposten auf dem Weg zurückgelassen, die die Fliehenden aufgriffen. Es gab einen fürchterlichen Lärm wegen der Schreie und das Jammern der Leute. Die Kinder schrien, weil ihre Väter mitgenommen wurden. Die Operation dauerte zwanzig Minuten. Sie nahmen 15 Gemeindeglieder mit. Später kam ich mit den Compañeros raus und sagte zu ihnen: 'Es bleibt uns nichts anderes übrig, als im Wald zu schlafen, denn es könnte sein, daß sie zurückkehren und uns festnehmen.' Wir gingen in den Wald. Von den 15, die sie mitgenommen hatten, kehrten 11

zurück, einer blieb verschollen, wir wissen nichts von ihm, und drei sind nach unserem Wissen von der Contra ermordet worden.“

Fast alle der zurückgekehrten Entführten waren nicht zuhause, sondern auf dem Feld zur Arbeit. Nur Mauro Guerrero, 18 Jahre alt, war da. Er war verwundet worden, konnte aber fliehen, nachdem die Contra beschlossen hatten, ihn umzubringen und sie ihm gesagt hatten, daß er in einigen Stunden sterben müßte. Ich versuchte mehrere Male, mit Mauro zu sprechen, aber es schien, als ob er sich verstecken würde, um nichts sagen zu müssen. Ich kehrte zu José zurück, weil sie sich alles gegenseitig erzählen und er daher gut informiert ist.

José sagte mir: „Nach dem, was mir die zurückgekehrten Gemeindemitglieder erzählt haben, schliefen sie in der Nacht vom 7. Dezember in El Portillo, etwa vier Kilometer von hier entfernt. Um sechs Uhr morgens mußten sie aufstehen; sie erreichten das Lager in La Lodoza in Honduras um drei Uhr nachmittags. Im Lager wurden sie sehr schlecht behandelt. Es gab dort viele Gefangene. Sie sagten ihnen, daß sie sich auf den Kampf gegen die Kommunisten vorbereiten würden. Sie sagten, sie seien Christen. Aber so, wie wir das hier sehen, ist das kein Christentum; denn ein Christ darf niemandem solche Grausamkeiten antun, wie sie es tun. Ein wirklicher Christ begeht nicht solche Schandtaten wie diese Leute. Wirkliche Christen entführen nicht andere und nehmen sie nicht gewaltsam mit, um sie dann schlecht zu behandeln und sie zu töten, so wie sie es getan haben.“

„Die Compañeros haben mir erzählt, daß es ihnen im Lager an Essen und an ärztlicher Behandlung gefehlt hat, an allem. Sie gaben ihnen nichts. Sie schickten sie nachts zum Baden, so daß sie in nasser Kleidung schlafen mußten. Als sie zurückkehrten, waren sie schwach, mit wunden Füßen. Vier Compañeros wurden beiseite genommen, denn sie waren als einzige bei der Miliz gewesen. Sie wurden nackt gefesselt, bekamen weder zu essen noch zu trinken und wurden furchtbar geschlagen und gefoltert. Dieser Mauro hatte eine Wunde am Bein, die sie ihm in der Nacht beibrachten, in der sie ihn ermorden wollten. Wir beteten die ganze Nacht zur Heiligen Jungfrau und zu unserem Himmlischen Vater, daß sie sie führen und ihnen den Weg zur Befreiung zeigen mögen. Durch Gottes Macht entschied sich in dieser Nacht ein Compañero, Mauro loszubinden, und sie flohen zu zweit. Aber auf der Flucht verirrte sich der Compañero und wir wissen bis heute nicht, wo er ist. Mauro kam über Bergpfade, fünf Tage lang, verwundet, barfuß, ohne zu essen. Wir glauben, daß die anderen drei nicht mehr am Leben sind, weil die Contras gesagt haben, daß sie sie töten würden und daß die Gräber schon ausgehoben würden. Sie wurden in der Nacht immer zu zweit geholt, und Mauro war um drei Uhr morgens dran. Sie verwundeten ihn mit dem Bajonett am Bein und am Bauch. Er hatte eine schwere Wunde am Bauch als er wiederkam. Die Compas brachten ihn zur ärztlichen Behandlung in die Klinik. Er sagte, daß der Compañero, der ihm zur Flucht verholfen hatte, so sehr geschlagen worden war, daß er nicht mehr laufen konnte, als sie flohen.“

„Für uns war diese Entführung ein tiefer Schmerz, sowohl für die Familienangehörigen als auch für die Gemeinde. Es war ein großer Verlust und eine

große Schmach. Diese Compañeros fehlten uns. Jeden Tag baten wir Gott um ihre Rückkehr. So sehen wir, daß das, was die Contra tut, nicht Christensache ist. Und wegen dem, was sie uns angetan haben, haben wir uns entschlossen, die Gewehre zu unserer Verteidigung zu ergreifen, damit sich das nicht wiederholt, damit die Kinder nicht ohne Not unter der Abwesenheit ihrer Väter leiden müssen. Früher war die Gemeinde unbewaffnet, denn obwohl wir gehört hatten, was geschah, dachten wir nicht, daß sie so grausam sind. Aber wir sahen, wie sie kamen und unsere Brüder mitnahmen. Deswegen haben wir den Entschluß gefaßt, uns zu bewaffnen, und jetzt sind wir stark. Wir werden diese Leute nicht tolerieren und wir werden ihnen ihre Lügen nicht glauben. Sie betrügen die Leute, indem sie sagen, daß sie Christen sind und wir Atheisten und Kommunisten. Wir glauben an die Heilige Jungfrau und die Contras kommen und entführen uns. Wir sind religiös. Sie kommen, um Terror, Haß und Rache unter das nicaraguanische Volk zu säen. Jetzt wissen wir, wie sie sind, was sie tun und was für Lügen sie verbreiten. Ich weiß nicht, ob sie wissen, was es heißt, 'Kommunist' zu sein. Sie sagen, wir seien Kommunisten, und das ist eine große Lüge. Ich weiß nicht, was ein Kommunist ist, aber mich legen sie nicht rein. Ich bin Katechet, und meine Familie ist sehr religiös. Ich bereite gerade einige Kinder auf ihre Erste Kommunion am 17. März vor. Wir arbeiten mit Monseñor Rubén, unserem Bischof, zusammen und mit den Nonnen.“

Als José seinen Bericht beendet hatte, kam ein Junge, fast noch ein Kind, bekleidet mit einem großen Milizhemd und einer Mütze. Er trug ein kleines Gewehr, der Lauf war mit Papier verstopft. Er war auch entführt und ins Lager gebracht worden. Dort entkam er und kehrte zur Gemeinde zurück. Er heißt Efraím López Blandino und ist 14 Jahre alt. Er schämte sich, vor den Erwachsenen zu sprechen und führte mich hinter das Haus. Mit seiner hellen Stimme, vor Schüchternheit etwas stotternd, sprach er mit mir und biß dabei auf den Rosenkranz, den er unter seinem großen Hemd auf der Brust trug.

„Wir feierten das Fest der Jungfrau. Die Contras kamen und nahmen 15 von uns mit. Sie brachten uns zu einem Ort, den sie La Lodoza nennen. Dort waren wir tagelang und es ging uns sehr schlecht. Wir wurden ausgebildet. Sie sagten uns, daß wir nach Nicaragua gehen und dort kämpfen müßten. Sie behandelten uns sehr hart. Wir wurden den ganzen Tag lang ausgebildet, bis acht Uhr abends; rennen, robben, unter Draht hindurch. Wer nicht gehorchte, wurde durch den Schlamm gezerzt. Ich sah, wie sie sich auf einen Vetter von mir stellten und ihn traten. Andere wurden getötet. Wir wollten immer nur nach Hause zurück. Sie sagten uns, daß wir bei ihnen bleiben sollten, daß Nicaragua jetzt kommunistisch sei. Aber wir dachten nur daran, nach Nicaragua zu gehen. Sie redeten zu uns über die Religion; aber wie ist ihre Religion, wenn sie die töten, die sie entführt haben? Sie nehmen sie mit, um sie dann grundlos zu töten. Ich hatte Angst bei ihnen. Ich hatte Angst, als sie mich mitnahmen und die ganze Zeit dort. Ich hatte Angst davor, zum Kämpfen nach Nicaragua geschickt zu werden, ich wollte nicht. Ich hatte große Angst. Ich weinte nicht, zitterte aber, bis ich mit den fünf anderen floh ... Wir gingen und gingen und waren sehr erschöpft, als wir ankamen. Wir aßen nur Bananen.

Hier entschied ich mich, zur Miliz zu gehen, damit ich nicht noch einmal wie das erste Mal festgenommen werde.“

Nachdem ich mich von Efraím verabschiedet hatte, ging ich noch einmal bei Mauro vorbei. Er war wieder nicht da. Mißtrauen, Angst, Trauma? Ich dachte: Er war gefoltert worden und hatte gewußt, daß sie ihn töten würden. In wenigen Stunden sollte er sterben. Da band ihn ein Freund los und er konnte dem Tod entkommen; aber auf der Flucht verlor er seinen Freund. Welche Spuren hinterläßt das bei einem achtzehnjährigen Jungen?

In der Nähe von Ocotál traf ich einen anderen Miskito, Martín Venegas Pérez, dessen Frau entführt worden war, Francisca Sánchez, 34 Jahre alt, mit ihren drei Kindern. „Wir lebten in El Cambalache, in der Nähe von Las Manos“, berichtete er. „Der 5. Dezember war ein Sonntag. An jenem Tag ging ich nach Ocotál, um jemanden zu besuchen. Als ich am Montag nach Hause kam, hatten sie alle entführt, meine Frau und die Kinder. Sie sagten, daß sie ihr den Kopf abschlagen würden, wenn sie nicht mit ihnen ginge. Weil ihr das Leben lieb ist, ging sie mit den drei Kindern mit ihnen nach Honduras. Sie bettelte Tag und Nacht, schließlich ließen sie sie frei, aber sie sagten, daß sie sie innerhalb von 24 Stunden töten würden, wenn sie nach Nicaragua zurückginge. Sie arbeitete ein Jahr lang in Honduras, um zurückkehren zu können. Ich erhielt keine Nachricht von ihnen bis zu ihrer Rückkehr. Ich dachte, sie wären alle tot. Wenn die Contras Menschen wären wie wir, nach Gottes Bild geschaffen, dann würden sie diese Dinge nicht tun.“

In dieser Nacht dachte ich lange über die Gemeinde Las Cruces und all die Entführten nach. Diese Gemeinde hätte heute keine bewaffnete Verteidigung, wenn die Contra ihr nicht diese Schande der kollektiven Entführung am Tag der Heiligen Jungfrau zugefügt hätte, um ihnen dann hinterher zu sagen, sie seien aber Christen! Sogar aus dem kleinen Efraím hatten sie einen bewaffneten Milizangehörigen gegen sich gemacht. Sie haben es geschafft, die Verlogenheit ihres Christentums und ihres Glaubens in ihren Taten sichtbar zu machen: in den Grausamkeiten gegenüber den entführten Männern, im Schmerz der Familien und der Gemeinde und in den von ihnen Ermordeten. So haben sie auch erkannt, wie lächerlich die Anschuldigung des „Kommunismus“ ist. Die Contra hat erreicht, daß die Miskitos in wenigen Tagen zu Revolutionären wurden. Sie haben sich ihre Verachtung eingehandelt und erreicht, daß diese Menschen ihren christlichen Glauben nun mit der Verteidigung ihres Lebens und der Sicherheit der Gemeinde vereinbaren können. Nun stellt der einzige Hügel des kleinen Paradieses Las Cruces nicht nur seine Kirche zur Schau, sondern auch den Wachposten und die Schützengräben zur Verteidigung der Gemeinde. Niemand kann behaupten, daß diese Gemeinde durch die Sandinisten militarisiert worden ist. Die Contra hat sie militarisiert.

SANTA ROSA LEBT IN STÄNDIGER WACHSAMKEIT

Die Erfahrungen von 30 Bauernfamilien aus der Nähe von Ocotál sind sehr aufschlußreich. Sie setzten der Unsicherheit und Angst, die die Contra mit

ihren Überfällen, Entführungen und Morden hervorruft, eine Lebensführung entgegen, die Erziehung, Arbeit, Wohnen und Verteidigung gemeinschaftlich regelt.

Ich besuchte sie in Santa Rosa. Dazu mußte ich die Straße von Ocotál nach Jalapa hinter mir lassen, und Weiler, Wälder und Viehweiden in Richtung Río Coco durchqueren. Die Gemeinde lebt in den Gebäuden einer alten Hacienda und in Hütten aus Zweigen und Stroh, solange sie mit dem Bau der neuen Häuser und der Gemeinschaftseinrichtungen beschäftigt ist.

Ein Milizangehöriger namens José sprach mich an, während er sein AKA-Gewehr putzte. Bei ihm waren noch mehrere Milizangehörige, zwei Frauen, viele Kinder, Hühner und Küken, weiter weg einige junge Kühe. „Hier haben sich 30 Familien zusammengetan, das sind 200 Personen, die Kinder einschließlic. Früher lebten wir im Tal von Limón, in El Caracol, El Zarzal, El Varillal im Tal von Amucayán de Telpaneca. Wir lebten sehr verstreut. Wir waren durch die Contra gefährdet, die einige von uns entführt hatte. Wir taten uns zusammen, um gemeinsam zu arbeiten und weniger gefährdet zu leben. Im Juni 1983 zogen wir in diese alte Hacienda von Santa Rosa. Wir nutzen ihre Einrichtungen während wir unsere eigene Gemeinde aufbauen.“

Aus Ziegelsteinen, Holz und Zement bauen sie 50 Häuser und ein großes Gemeindezentrum für die Kinder, auf einem eingeebneten Gelände mit Sicht auf das Tal. Auf vielen Hügeln sah ich ihre Wachposten.

„Das einzige schlechte für uns hier ist die Contra. Normalerweise kommen sie da lang“, sagte José und wies auf die Hügel. „Wir haben unsere Verteidigung organisiert und haben unsere Beobachtungsposten. Wir leben in ständiger Wachsamkeit. Sie sind schon ganz nahe gekommen, aber wir entdeckten sie und vereitelten ihren Plan.“

An der Wand sah ich Plakate, auf denen sie ihre Märtyrer ehrten; José Pío Gutiérrez, Laienprediger im Tal von Limón: „Auf der Suche nach seinem entführten Onkel wurde er aufgegriffen und getötet“; Andrés Ruiz López: „Am 9. Dezember 1983 ging er zum Río Coco, dort wurde er ergriffen und getötet. Wir suchten ihn und fanden Tage später seine Knochen und seine Kleidung“; Hermógenes Pastrana: „Ein weiterer Laienprediger, der am 31. Juli 1984 getötet worden ist.“

José sagt: „Wir sind hier in Komitees organisiert, je ein Komitee für Arbeit, Verteidigung, Kinder- und Erwachsenenbildung und Produktion. Wir produzieren erstklassige Bohnen, Mais, Tomaten, Gemüse, Zwiebeln, Kohl. Wir haben Vieh und züchten Kühe, die schon anfangen, Milch zu geben. Wir kommen hier voran. Ohne die Contra ginge es uns besser und wir würden glücklich leben.“

ES SAH AUS WIE DIE VERABSCHIEDUNG VON SOLDATEN, DIE IN DEN KRIEG ZIEHEN

In Ocotál erzählte mir Doña Cecilia Castellanos, Witwe aus Santa María, vom Verlust ihres Sohnes, der von der Contra entführt worden war, und von ihrer

eigenen Entführung von der Kaffeepflanzung eines Privatproduzenten, die nur wenige Tage zurücklag.

„Zuerst nahmen sie mir meinen Sohn Carlos weg. Er war 21 Jahre alt. Er studierte noch, arbeitete aber schon als Gerichtsssekretär in einem kleinen Dorf. Er hatte gerade geheiratet. Es war am 10. Juni 1982. Er kam gerade aus Dipilto mit seinem Vetter, meinem Neffen Trino, der in Jalapa lebte und als Techniker arbeitete. Sie gerieten auf der Straße in einen Hinterhalt. Das war, als sie die Brücke gesprengt haben. Sie nahmen viele mit. Wir wissen bis heute nichts von ihnen, im Juni ist das zwei Jahre her. Ich fühle mich wie an jenem ersten Tag, voller Schmerz und Trauer. Ich kann nicht darüber reden.“

Sie weinte. Sie weinte weiter, während sie sprach. Die Tränen rollten über ihr dunkles, indianisch geschnittenes Gesicht. „Wir haben soviel wegen der Contra gelitten. In diesem Haus gibt es keinen Mann. Carlos half mir immer. Jetzt sind wir zwei alleine, weil der Mann meiner Tochter auch von der Contra umgebracht worden ist, vor kurzem, in einem Hinterhalt bei San Juan de Limay. Er hinterläßt zwei Kinder und eine schwangere Ehefrau. Jetzt lebe ich in Angst um meinen ältesten Sohn Manuel, der als Oberschullehrer wie alle Lehrer von der Contra bedroht wird. Viele, viele leben so.“

„Weiteres Elend kam am letzten Dienstag, gestern von einer Woche. Wir waren auf der Kaffeepflanzung von Don Basilio. Wir hatten den Kaffee schon abgewogen und unterhielten uns, während wir auf den Lastwagen warteten, der uns um vier Uhr nachmittags abholen sollte, denn aus Angst vor der Contra schläft niemand mehr auf der Pflanzung. In diesem Moment, als wir uns unterhielten, hörte ich: 'Halt, niemand rührt sich, ihr seid umstellt!' Ich dachte nur: 'Heiliger Jesus, bleibe bei uns.' Ich war wie gelähmt, aber nach einem Augenblick reagierte ich und dachte an die Kinder. Ich hatte meine beiden Kleinen dabei. Jimmy stand auf einer Brücke, ich stürzte auf ihn zu und halte ihn fest. Das Mädchen hatte die Contra gesehen und sich in einem Gestrüpp von Bananenstäuden versteckt. Ich schrie, rannte hin und her und rief nach ihr. Es war so ein Lärm von den weinenden Kindern und schreienden Leuten! Die Contra trieb uns zusammen. Nach einer Weile kommt die Kleine auf mich zugerannt und umarmt mich: 'Mama, Mama.' Ich umarmte die beiden und fühlte Mut in mir. Seit dem Moment hatte ich keine Angst mehr, sondern Mut. Ich dachte: 'Wenn ich sterbe, habe ich Ruhe.'“

„In der Gruppe war einer meiner Brüder, ein Mann von 52 Jahren. Sie wollten ihn mitnehmen, aber er wollte nicht. Sie forderten ihn auf: 'Komm.' Er sagte nein, er würde nicht gehen. Ich sage zu ihm: 'Julio, komm, wir gehen in die Reihe, es kann uns doch nur Gott helfen.' Wir gingen über eine kleine Brücke und reihten uns in die Reihe derer ein, die entführt werden sollten. Ich ging mit den beiden Kindern im Arm. Beide weinten. Einer der Contras wurde wütend, weil die Kinder weinten. Ich drehte mich zu ihm um und sagte: 'Hast du denn nichts von einem Christen an dir? Verstehst du nicht, daß es Kinder sind, die weinen? Was habt ihr davon, wenn ihr Kinder mitnehmt?' Er sagte, daß der Chef es so befohlen hat. Und sie sagten: 'Wenn ihr Angst habt, warum geht ihr dann zur Kaffee-Ernte? Ihr tut das ja nur, um Waffen kaufen zu können' Ich antwortete: 'Wir arbeiten aus Not in der Kaffee-Ernte.' Wir

gingen in einer Reihe an ihnen vorbei. Eine Frau vor mir weinte, weil sie ihre etwa dreizehnjährigen Kinder mitnahmen. Viele Frauen weinten, weil ihre Kinder mitgenommen wurden. Da sagten sie, daß die Frauen mit den Kindern zurückgehen könnten, und ich ging auf der Stelle zurück. Wir waren eine relativ große Gruppe mit den Kindern. Und mein Bruder schloß sich uns an. Ein Contra sagte zu ihm: 'Nein, du gehst nicht zurück!' Daraufhin bedeckten wir Frauen und Kinder ihn mit unseren Körpern. Ich dachte, sie würden uns nun alle mitsamt den Kindern auf der Stelle umbringen. Fest entschlossen, der Todesdrohung nicht nachzugeben, deckten wir Julio mit unseren Körpern und ich sage zu ihm: 'Geh, Julio. Bleib nicht stehen!' Und wir gingen mit ihm los, über den Hügel und entkamen.“

„Ich weiß nicht, wie viele sie mitgenommen haben. Anscheinend sammeln sie die Leute an verschiedenen Orten auf. Wir waren ungefähr 40. Die Contras waren blau gekleidet und trugen schwere Waffen. Das alles ist sehr traurig. Ich bin vor Schreck krank geworden, gestern ging es mir immer noch sehr schlecht.“

Es gibt viele Fälle wie diesen, den Doña Cecilia erlebt hat. Die Contra führt Entführungen auf den zugänglichen Kaffeepflanzungen während der Ernte von Dezember bis März durch. Neben den Entführungen an sich, ist ein weiteres Ziel, die Kaffee-Ernte zu verhindern, weil Kaffee das wichtigste Exportprodukt Nicaraguas ist. So versuchen sie, die Wirtschaft des Landes zu schwächen, aber gleichzeitig schädigen sie auch die Privatproduzenten, die Privatbesitzer der großen Pflanzungen und am stärksten die Bauern und Arbeiterfamilien, die den größten Teil ihres jährlichen Einkommens aus der Kaffee-Ernte beziehen. Die Furcht der Landarbeiter vor Entführungen, Mißhandlungen und Morden ist sehr groß. Die Erinnerung an die brutale Ermordung der katholischen Eheleute Felipe und Mary Barrera aus Estelí, die im Dezember 1982 bei der Kaffee-Ernte nach Honduras entführt worden waren, bleibt lebendig bei diesen Menschen.

In Ocotal sagte ein Privatproduzent zu mir: „Ich bin durch die Entführungen von den Kaffeepflanzungen in Schwierigkeiten geraten. Diese Woche haben sie einige Erntearbeiter von einer benachbarten Pflanzung mitgenommen und das hat eine Panik verursacht. Das geht jetzt schon einige Jahre so. Weniger als 50 Prozent arbeiten noch in der Kaffee-Ernte, ich brauche 130 Arbeiter und habe 15. Die Leute aus der Gegend sind durch die Überfälle auf die Pflanzungen verängstigt. Sie haben Angst und gehen nicht zur Ernte, obwohl sie Geld verdienen müssen. Diese Aggression beeinträchtigt meine Produktion, weil die Contras die Leute nach Honduras entführen. Meine Produktion nimmt ab, der Kaffee verfault, in dieser Pflanzung stecken 15 Jahre harter Arbeit. Ich habe sechs Kinder und es kann schwierig für mich werden, sie weiter ausbilden zu lassen. Ich glaube nicht, daß die Contra mich als ihren Feind ansieht, weil ich Privatproduzent bin und mich in nichts einmische. Ich bin sogar konservativ, gehöre der Konservativen Partei an und bin in den USA ausgebildet worden.“

In Estelí sah ich, wie mehrere Lastwagen voller Freiwilliger, die zur Kaffee-Ernte in die Nordregion fahren, verabschiedet wurden. Es war dramatisch. Es

sah aus wie eine Verabschiedung von Soldaten, die in den Krieg ziehen. Unter diesen dramatischen Umständen bringen sie dieses Jahr einen guten Prozentteil der Kaffee-Ernte ein.

„ICH HABE DANN DAS EHEPAAR LIQUIDIERT“

Bericht von Pedro Janvier Núñez Cabezas

„Mary Barreda und ihr Mann Felipe waren engagierte Christen, die sich in zunehmendem Maße von einem traditionellen bürgerlichen Christentum zur Kirche der Armen bekehrten, wie ihre Freunde berichteten. Das bedeutete einen tiefgreifenden Wandel ihrer Gewohnheiten: sie begannen, an christlichen Seminaren teilzunehmen; später leiteten sie sie mitverantwortlich mit befreundeten Priestern, Ordensschwestern und Laien. Ihr Haus in Estelí wurde zu einem Treffpunkt für viele; in der Zeit des Volksaufstandes stellten sie ihr Haus verfolgten Sandinisten als Unterschlupf zur Verfügung. Nach dem 19. Juli 1979 arbeiteten sie sowohl bei der FSLN als auch im Kirchengemeinderat und in den Kursen der Basisgemeinden mit. Sie bestanden darauf, daß die Kirche eins ist und an der Seite des Volkes stehen muß.(...)“

Im Dezember 1982 meldeten sich Mary (49) und ihr Mann (51) zu einem freiwilligen Einsatz in der Kaffee-Ernte im Norden an der honduranischen Grenze.(...)“

Wenige Tage später wurde die Gruppe, mit der Felipe und Mary sich zum Ernteeinsatz zusammengetan hatten, von der Contra überfallen. Vier Compañeros und die beiden wurden in ein Lager nach Honduras verschleppt. Mary sollte vor einer Filmkamera, in eine Contrauniform gekleidet, die sandinistische Revolution denunzieren und aussagen, daß in Nicaragua die Kirche verfolgt werde. Sie widersetzte sich, obwohl sie vom hohen Blutverlust wegen mehrfacher Vergewaltigung und Schlägen sehr geschwächt war. Ebenso beharrte Felipe, inzwischen mehr tot als lebendig: 'Wir sind Sandinisten und werden es immer sein.' Die Antwort der Contras bestand in weiteren Folterungen. Kurz vor ihrem Tod beteten Felipe und Mary unter dem Hohn- gelächter und den Tritten ihrer Folterer das Vaterunser. Dann wurden sie nackt ausgezogen und erschossen. Als die Nachricht von ihrem Tod bekannt wurde, scharten sich Tausende von Menschen in der Kathedrale von Estelí zur Totenmesse. Es gab einen großen Trauerzug durch die Stadt; Transparente wurden getragen. 'Sie lebten ihren Glauben bis zur letzten Konsequenz', 'Märtyrer des Friedens, wir werden Eurem Beispiel folgen', 'Kein Widerspruch zwischen Glaube und Revolution', stand auf ihnen...“*

Der Mörder der Barredas, der FDN-Geheimdienststoffizier Pedro Javier

* Aus: Sigrid Sonneck-Focken, „... wollten wir nicht Gott und unser Gewissen verraten“, in: „... aber es bleibt keine Wahl“ - Nicaraguas Kirchen im Konflikt. Edition Nahua, Wuppertal 1986.

Núñez Cabezas, geriet in der Folgezeit in nicaraguanische Gefangenschaft. Zu den Umständen ihres Todes befragt, gab er zu Protokoll:

(...)

Haben Sie auch an einer größeren militärischen Aktion teilgenommen?

Ich nahm an dem Einmarsch in nicaraguanisches Gebiet im November/Dezember 1982 teil, der von Honduras ausging, in das Tal von La Providencia. Der Comandante Suicida leitete die Operation. Wir blieben über 25 Tage in Nicaragua. Dann mußten wir wieder zurück, weil wir eine Stellung hielten, die uns nichts einbrachte. Also kein Grund, um sich aufreiben zu lassen.

Der Einmarsch in nicaraguanisches Gebiet und dort bleiben, geschah nur nach den Anweisungen von Suicida. Er war der Comandante. Er bestimmte, was zu machen war, was wieder aufgegeben wurde, auch wenn er im Unrecht war. Wir gingen rüber mit 200, fast 300 Leuten, die sich dann in Kampftruppen von 20 Personen aufteilten. Ich mußte herausfinden, wo sich das sandinistische Militär aufhielt und wie es operierte und mir überlegen, ob es uns angreifen könnte.

Ich glaube, mit diesem Eindringen verfolgten wir kein reales Ziel. Nach den ersten Kämpfen verließ die Bevölkerung sofort das Gebiet. Und die einzigen, die sich dort weiter aufhielten, war die FDN und das sandinistische Militär. Deshalb konnten wir auch keine bewaffnete Propaganda machen. La Providencia ist eine Häuseransammlung. Die Bauern, die dort lebten und organisiert waren, leben jetzt in Jalapa. Deshalb entschieden sich die meisten von uns sofort, nach Jalapa zu gehen. Die anderen gingen nach Honduras.

Soviel uns bekannt ist, dienen diese Übergriffe dem Anwerben von neuen Mitkämpfern. Das soll oft mit Gewalt geschehen.

Von denen, die wir mit Gewalt mitnehmen mußten, als ich dabei war, gehörten einigen dem CDS an oder waren Spitzel oder beides. Wir nahmen sie mit und verpaßten ihnen etwas, machten sie alle. Sie mit Gewalt mitzunehmen, bringt nämlich nichts, sie sind unzuverlässig. Stellen Sie sich vor, man muß mit 60, 70 oder 80 Angeworbenen gehen, die einem nur mit Gewalt folgen. Darunter fünf oder sechs, die wirklich kämpfen wollen. Die hauen gleich mit den Waffen ab oder stellen sich gegen einen oder sonst so was. Also keinen mit Gewalt mitnehmen. So war das in der Zeit, als ich dabei war. Wir reden ja von 1982.

Wurden Sie eigentlich bezahlt?

Finanziell unterstützt wurden nur die wichtigsten Leute, wie die Comandantes der „Fuerzas de Tarea“, und auch die Stadtmitglieder in der FDN. Ihr Rang geht von S1 bis S5. Diese Unterstützung ist für die Familie gedacht, für die Kinder.

Erhielten Sie auch Geld?

Mir gab man Geld für die Logistik im Geheimdienst und 200 Lempiras für meinen persönlichen Bedarf.

Sie sagten gerade, daß Sie Bauern, die den Verteidigungskomitees der Revolution, den CDS angehörten und die die Sandinistische Armee unterstützten, einfach eliminierten? Das kann doch nicht generell sein? War das nicht Mord? Es gab sicher auch Irrtümer.

Alle Mitglieder im Basislager P 1, in dem ich stationiert war, waren aus der Zone, in der wir operierten, und die kannten sich untereinander. Sie sagten uns dann auch, wer dem CDS angehörte, wer Spitzel war oder was sie sonst noch so machten.

Aber weshalb die Mitglieder der CDS?

Das geschieht auf Befehl des Kommandanten, der trifft die Entscheidung. Er gibt die Richtlinien an. Jeder einzelne für seine Zone. Er gibt die Befehle an die Gruppenführer der Stoßtrupps und sagt ihnen, was in solchen Fällen zu tun ist.

Haben Sie selbst auch jemanden umgebracht, nur weil er zu einem CDS gehörte?

Natürlich, aber nur auf militärischen Befehl. Sehen Sie, ich weiß worauf Sie raus wollen. Eines Tages wurden am Berg von Guambuco vier Milizangehörige und ein Ehepaar namens Barreda erwischt. Es gab ein Gefecht zwischen dem sandinistischen Militär und einem Stoßtrupp des Lagers Pino I. Die brachten dann diese Leute mit auf honduranisches Gebiet. Der Comandante, der diesen Trupp befehligte, informierte uns über seinen Fang und Suicida befahl, sie alle zum Basislager zu bringen.

Weshalb denn?

Wie ich Ihnen bereits erzählte, sind das Entscheidungen des Comandante. Die „Milizianos“ ergaben sich und das Ehepaar ergab sich, nachdem wir es in einem Hinterhalt gestellt hatten, wie mir berichtet wurde. Der Mann war von einem Schrapnell getroffen. Man nahm sie fest und brachte sie auf honduranisches Gebiet und dort wurden sie vernommen.

Nach welchen Techniken wird ein solches Verhör durchgeführt?

Das ist nicht mein Arbeitsfeld. Die Taktik, wie ein solches Verhör durchgeführt wird, bestimmt ausschließlich der, der das Verhör durchführt. Das indirekte Verhör wird oft angewandt. Das bedeutet, daß die Person, die verhört werden soll, gar nicht weiß, daß sie verhört wird. Das direkte Verhör

wird dann geführt, wenn der Betroffene weiß, daß er verhört wird.

Was würden Sie machen, wenn ich z.B. nicht sprechen will?

Dann werden Sie geprügelt, bis Sie sprechen. Das Verhör wird auch nur dann intensiv durchgeführt, wenn bekannt ist, daß der Verhörte eine bestimmte Information geben kann, die interessant ist. Es wird keine Zeit damit vergeudet, Personen zu verhören, die keine Informationen geben können. Die CDS-Mitglieder z.B. geben meist keine brauchbaren Informationen. Deshalb werden sie auch nicht verhört. Sie werden gleich eliminiert. Ein richtiges Verhör bringt nur dann etwas, wenn man einen Soldaten erwischt hat bei einem Gefecht. Dann kann man aus ihm wichtige Informationen herausholen, die direkt verwendbar sind.

Und wenn ich nichts sagen will?

Dann müssen Sie die Konsequenzen tragen. Sie wissen, daß Sie mein Feind sind. Sie wurden mit einer Waffe festgenommen, in einem Gefechtsgebiet und wissen deshalb, daß Sie nun mithelfen müssen, um sich größere Probleme zu ersparen.

Und wenn ich trotzdem kein Wort sage und sogar zornig werde, was machen Sie dann als Offizier der FDN?

Dann werden Sie liquidiert. Da spielen eben verschiedene Faktoren mit, die man nicht vergessen darf. Im Krieg kann keiner Zeit verlieren mit langen Verhören. Man sagt, was man weiß oder trägt die Konsequenz und wird eliminiert.

Zurück zu den Festgenommenen, was passierte mit denen im Basislager von Pino I in Honduras?

In Honduras ist es anders, hier hängt es von demjenigen ab, der das Verhör leitet. Also nehmen wir an, die Zeit arbeitet für mich, dann ist der Verhörte immer der Verlierer. Solange muß er schmoren. Das hängt vom Verhörten ab, nur von ihm. Wenn sie einige Tage ohne Essen sind, als Beispiel, dann arbeite ich mit etwas, das kein menschliches Wesen aushält. Das heißt, es gibt so einige Sachen, da braucht man nicht zu schlagen, niemand anzufassen, nicht zu foltern. Und trotzdem werden Sie sprechen.

Ist das immer so?

Das kriegt man schnell durch die Verhaltensformen der Verhörten heraus. Man sieht sofort, wie sich der andere benimmt. Man weiß auch, ob er sprechen wird oder eisern den Mund hält, egal ob er stirbt. Aber mit dieser Art von Verhören habe ich keine große Erfahrung. Das einzige, was ich sagen kann,

mit den CDS wird keine Zeit verloren in einem Gefecht...

Wie war denn das Verhör mit dem Ehepaar Felipe und Mary Barreda?

Der Comandante, der in der Zone Seibón operierte, eine Kaffee-Zone, wie Sie wissen, funkte, daß er vier Milizangehörige gefaßt habe und zwei große Fische. Es würde noch einige Zeit dauern, bis sie zurückkommen würden. Bei diesem Verhör war ich dabei. Aber durchgeführt wurde das Verhör von L 67, „El Tigre“, einer mit Namen Tijerino. Er war vom Hauptquartier des Geheimdienstes der FDN und vorher Verhörer des somozistischen Geheimdienstes. Der hat sie dann gleich geschlagen. Dann kommt noch jemand dazu, es war der Adjutant von El Suicida, der war auch in Argentinien gewesen und hat alle Kurse besucht und wußte deshalb auch, daß mit physischer Folter die Leute schwer zum Sprechen gebracht werden. Der wandte dann eine andere Methode an. Er sagte, man sollte sie die ganze Nacht nackt unter freiem Himmel lassen, im strömenden Regen. Das sind schon Sachen, die jedem das Genick brechen und den Widerstand vergessen lassen. Ebenso wie Hunger und eine Reihe von anderen Techniken, meist psychologische. Das war, was ich damals mitbekam und was angewandt wurde. Kaum waren die beiden gefaßt, informierte El Suicida den Stab. Der Stab hat spezielle Leute dafür, die schickt er sofort. Dann kamen auch noch Leute vom Radio 15. September, mit Videokameras. Es war schon wichtig, was das Ehepaar sagte, weil es bei der FDN war.

Einige der Milizangehörigen konnten aber fliehen und sagten später aus, daß Frau Barreda Opfer einer kollektiven Vergewaltigung wurde. Sie bekam kurz danach eine Blutung. Ihr Ehemann konnte gar nicht mehr laufen und wurde ins Lager hinter einem Pferd hergeschleift.

Als ich dabei war, geschah das nicht. Das können Sie mir glauben. Ich hab davon gehört, daß sie eine Blutung hatte und daß sie krank sei, aber mehr weiß ich nicht. Sicher, im Lager kamen sie beide erschöpft an. Der Ort, wo sie gefangen genommen wurden, war ja weit vom Lager weg. Sie wurden ja in einem Hinterhalt gefaßt, aber das habe ich ja schon gesagt. Aber daß sie im Lager vergewaltigt wurde, kann ich nicht bestätigen.

Die CDS und die anderen wurden gleich vor Ort liquidiert durch die Anführer des Trupps. Ich habe dann das Ehepaar liquidiert, aber auf Anordnung von El Suicida. El Suicida hatte hier das letzte Wort.

Aber Sie können uns doch nicht erzählen, daß Ihr Wort keinerlei Bedeutung hatte, Sie waren doch Teil des Offizierskorps.

Das stimmt wohl, ich hatte einen Rang, aber unter den Comandantes und dem Rest des Korps gab es Probleme. Es ist eine Frage der Befehlsgewalt. Vielleicht, weil sie spüren, einer ist fähiger als der andere oder so was ähnliches, aber immer gibt es Reibungen. El Suicida war einer von den Typen,

die eine absolute Befehlsgewalt wollten. Ich konnte auch nicht meine eigenen Leute auf eigenen Befehl losschicken, um Informationen zu besorgen, obwohl ich genau wußte, wie wichtig es war. Er gab allein den Befehl. Ich konnte nicht einfach sagen: Geh und besorg mir Informationen in der und der Gegend. Ich mußte El Suicida vorher fragen und ihn als höchsten Vorgesetzten bitten, einen Befehl zu geben. Das machte er. Er hing sich gar nicht weiter rein, gab nur den Befehl zur Liquidierung, sah zu und sagte nichts. Ich habe dann die Barredas mit einer 9-mm-Browning durch Kopfschuß getötet.

(...)

...AUCH IHRE LEBEN WAREN VERGEWALTIGT WORDEN

In der Pfarrei von Ocotal warteten zwei Frauen mit ihren Kindern auf mich, um mir von dem Leid zu erzählen, das ihnen die Contra angetan hat. Sie sahen sehr arm aus und wirkten furchtsam und erschreckt. Sie gaben mir ihre Namen, Adeline und Josefa Inestrosa, und zögerten, als sie mir ihr Alter nannten: 20 und 22 Jahre, sagten sie. Sie wirkten aber älter. Zitternd und unter Tränen, während die Kinder wimmerten und weinten, erzählten sie mir folgendes:

Adelina: „Wir lebten mit unseren Kindern und unserer kranken Mutter in einem Häuschen mit einem kleinen Stück Land, das uns ein Koordinator in Susucayán, El Jicaró, geliehen hatte. In den Weihnachtstagen des letzten Jahres kamen gegen zehn Uhr nachts sechs Contras und nahmen uns unser Licht weg. Sie suchten meinen Bruder. Sie wollten uns töten, wenn wir ihn nicht auslieferten. Wir sagten ihnen, daß er nicht da wäre, was auch stimmte, denn er war in San Nicolás. Sie sagten, daß sie eine Woche lang auf ihn warten würden, blieben aber nur zwei Stunden und gingen in derselben Nacht fort. Sie schlugen uns auf die Brust und vergewaltigten uns. Uns beide. Jede von uns wurde von zwei Contras vergewaltigt. Wir kannten sie nicht und konnten sie auch nicht sehen, weil sie das Licht ausgemacht hatten. Sie hatten Taschenlampen bei sich und machten sie an, wenn sie etwa suchten oder um uns zu erschrecken.“

Josefa: „Meine kranke Mutter, wir beide und die Kinder waren in dem einzigen Zimmer des Hauses. Die Kinder weinten. Sie hatten eines, Manuel de Jesús, gegriffen, aber er entwischte ihnen und sie suchten ihn. Dafür machten sie aber nicht das Licht an, sondern machten ihre Lampen immer an und aus. Ein Mädchen versteckte sich zwischen einigen Maissäcken. Und ein anderes versteckte sich weiter hinten. Sie kamen auf mich zu, drei schlugen mich mit ihrem Gewehr, bis ich kein Lebenszeichen mehr von mir gab. Danach vergewaltigten sie mich. Zwei Contras fielen über mich her und über meine Schwester auch. Meine Mutter rührten sie nicht an, wir sagten ihnen, daß sie sehr krank sei und sie antworteten, daß sie warten solle, später würden sie sie operieren lassen. Alles würden sie besser machen nach dem Sieg. Sie

sagten den Kindern, daß sie aufhören sollten, zu weinen, daß sie ihnen später helfen würden.“

Adelina: „Nachdem sie uns vor unserer Mutter und den Kindern bedroht, geschlagen und vergewaltigt hatten, drohten sie uns nochmal, bevor sie gingen. Sie sagten, daß sie in der Nähe bleiben und wiederkommen würden, daß das Haus von Contras umzingelt sei.“

Josefa: „In dieser Nacht schliefen wir nicht, weil wir dachten, daß sie wiederkommen und uns töten würden. Um fünf Uhr morgens flohen wir, ließen das Haus und alles zurück. Wir gingen so schnell wie möglich nach Ocotal zu einem Verwandten. Wir liefen vier Stunden lang. Nach dem, was sie uns angetan haben, trauen wir uns nicht, nach Hause zu gehen.“

Sie zitterten. Ihre großen Augen, heller als ihre Haut, waren weit aufgerissen und voller Schrecken, Tränen flossen, ohne daß sie mit den Wimpern zuckten. Dunkel, schlank und zitternd erschienen sie mir wie zwei verschreckte Gazellen. Zwei zerstörte Leben. Sie gingen eilig weg, die Kinder an ihre alten Röcke geklammert. Mich erschreckte ihre absolute Armut und Schutzlosigkeit. Nicht nur ihre Körper, auch ihr Leben war vergewaltigt worden.

DIE VERGEWALTIGUNG VON ZWEI DEUTSCHEN BRIGADISTINNEN

Danach fuhr ich nach Santa María. Als ich dort in der Nacht ankam, las ich in der Zeitung den Bericht von der Vergewaltigung zweier Frauen aus der BRD durch die Contra in der Nähe von Pantoja. In dieser Nacht waren in meinem Gedächtnis die verweinten und verschreckten Augen der beiden Schwestern eingepreßt. Tage später, als ich nach Managua zurückkehrte, traf ich dort die beiden deutschen jungen Frauen, die ebenfalls vergewaltigt worden waren. Sie baten mich, ihre persönliche Identität zu verschweigen, waren aber bereit, mir den Tatsachenverlauf zu erzählen, „damit die Welt erfährt, was die Contra tut und wie die Politik der USA aussieht, welche die Contra unterstützt und die wirklich Schuldigen in diesem schmutzigen Krieg sind.“ In einem unvollkommenen, aber verständlichen Spanisch, mit Hilfe eines Wörterbuches und einiger Gesten, erzählten mir die beiden Deutschen:

„Wir kommen aus der BRD. Wir sind Teil der deutschen Brigade, die in Loma Alta, im Tal von Pantoja, Wohnhäuser für eine Kaffeekooperative baut. Diese Brigade arbeitet seit einem Jahr in Nicaragua. Eine Gruppe arbeitet zwei Monate lang und wird dann von der nächsten Gruppe abgelöst. Jede Gruppe besteht aus 20 Personen. Zurück in der BRD leisten wir Solidaritätsarbeit für Nicaragua und Mittelamerika. Wir sammeln Geld und bringen Hilfe mit. Geld, um Baumaterial und Werkzeug zu kaufen. Wir möchten den bedürftigen Völkern Mittelamerikas diese Hilfe geben.“

„Wir haben 28 Häuser gebaut. Sie werden bereits von Bauern bewohnt, die in El Ventarrón gelebt haben und dort dreimal von der Contra angegriffen worden waren. Das letzte Mal, im Mai 1984, wurde die gesamte Kooperative

von 300 Guardias zerstört. Im letzten September wurde eine Frau aus der Kooperative von der Contra entführt und seitdem nicht wiedergesehen.“

„Jetzt bauen wir Wege, Brunnen und Latrinen. Wir möchten ein Gemeindehaus bauen, einen Gesundheitsposten und dreißig weitere Wohnhäuser. Wir haben vor, weiterzumachen. Aus Deutschland kommt Geld, von allen Solidaritätsgruppen. Diese Arbeit tun wir freiwillig und wir bezahlen die Kosten für unsere Reise und Verpflegung selbst.“

„Am 2. Februar fuhren wir zwei um sechs Uhr früh von Jinotega nach Pantoja, in einem Lieferwagen, der in der Gegend den öffentlichen Transport versieht. Wir waren die einzigen Deutschen, aber außer uns reisten noch etwa 20 Nicaraguaner in diesem Lieferwagen. Wir waren am Tag vorher nach Jinotega gefahren, weil sich meine Freundin bei einem Arbeitsunfall den Finger geschnitten hatte.“

„Nach zwei Stunden Fahrt hielt der Wagen, um einige Fahrgäste aussteigen zu lassen. Als der Wagen wieder anfuhr, kam ein Mann hinter einem Haus hervor und pfliff. Der Wagen hielt und dieser Mann kam mit einem Revolver auf uns zu. Er zeigte auf uns und sagte: „Ihr da, steigt aus!“ Und er befahl dem Fahrer, weiterzufahren. Der Mann fragte uns, was wir in Nicaragua tun würden. Weitere vier Männer kamen aus dem Wald auf die Straße. Zwei von ihnen hatten auch Revolver, alle hatten Handgranaten. Sie brachten uns in den Wald. Sie durchsuchten unsere Taschen und unsere Kleidung, um zu sehen, ob wir Waffen bei uns trugen. Wir merkten, daß zwei dieser Männer mit uns seit Jinotega in dem Wagen gesessen hatten. Sie fragten uns wiederholt, aus welchem Land wir sind. Wir sagten, aus der BRD, und sie sahen sich die Pässe an. Aber als sie unsere Flugtickets von Cubana de Aviación sahen, sagten sie, wir seien wohl Cubanerinnen, Lehrerinnen oder Krankenschwestern...“

„Sie wurden sehr wütend, weil wir nicht viel Spanisch verstanden, und weil wir miteinander Deutsch sprachen. Sie diskutierten unter sich und zwangen uns, etwa 15 Minuten in den Wald reinzugehen, in die Berge. Dann kamen weitere vier Männer, auch mit Handgranaten. Andere gingen, aber der Chef blieb. An einem Ort, einem Feld, trennten sie uns und vergewaltigten uns. Der Chef und der andere wechselten sich ab, damit jeder jede von uns vergewaltigen konnte.“

„Bei der zweiten Vergewaltigung sagte der Chef zu mir, daß ich wirklich verstehen müßte, was er mir jetzt sagen würde. Und er sagte mir, daß er und die anderen Contras der Fuerzas Democráticas Nicaragüenses, FDN, seien und sich mit der Contra von Edén Pastora verstünden, daß er in einem Militärlager in den USA ausgebildet worden sei. Er sagte mir, daß er glaube, daß wir aus einem Land kämen, das den Sandinisten hilft und daß wir deswegen Feinde des Kampfes der Contra seien. Ich sagte ihm, daß unser Land die BRD sei und wir sehr gut wüßten, daß unsere Regierung den Sandinisten nicht hilft, daß sie ihnen die gesamte Hilfe gestrichen hätte und daß unsere Regierung der Contra direkt oder indirekt mit Waffen oder Geld helfen würde. Er wollte mich glauben machen, daß die Contra gut sei, besser als die Sandinisten. Er sagte, er würde uns nach Honduras entführen, um uns für den bewaffneten Kampf mit

ihnen auszubilden. Er sagte, daß er eine Kompanie mit 200 Mann in den Bergen anführt und er zeigte mir ein Papier, das ihn autorisierte; ich glaube einer seiner Namen war Rodriguez. Er merkte, daß ich nichts von ihm wollte, ihn nicht mal ansehen wollte. Er sagte, daß die Contra keine Ausländer in ihrem Land will und daß wir nach Deutschland gehen sollten, um gut über die Contra zu reden.“

„Nachdem er mich vergewaltigt hatte, sagte mir der Chef, daß er keine Frauen töten würde, sowas würden nur die Sandinisten tun. Er wollte mir sogar meine Kette 'als Erinnerung', wie er sagte, wegnehmen, aber ich sagte ganz fest 'Nein', ohne ihn anzusehen; ich wollte ihn nie ansehen. Da hielt er mir seinen Revolver an die Schläfe.“

„Wir haben gesehen, daß die USA sie bezahlt und vorbereitet. Es gibt bei ihnen einige betrogene und verwirrte Bauern, das sind keine Feinde. Die Feinde von Nicaragua sind die USA und die Contra.“

Dieses politische Bewußtsein der beiden Deutschen kontrastierte stark mit der ungeheueren Verlassenheit der beiden geschändeten und zerstörten Nicaraguanerinnen.

Bei der Vorbereitung der deutschen Ausgabe dieses Buches wollte die Edition Nahua wissen, weshalb die beiden deutschen Brigadistinnen in ihrem Interview darauf bestanden hatten, daß ihre Namen nicht veröffentlicht wurden. Wir wollten auch wissen, welche Konsequenzen sie, eineinhalb Jahre nach ihrer Entführung, aus dem Vorfall für sich gezogen hatten. Muß nicht ihre Erfahrung Grund genug sein, anderen abzuraten, nach Nicaragua zu fahren, um in Wiederaufbauprojekten der bundesdeutschen Solidaritätsbewegung zu arbeiten? Auf unsere schriftliche Anfrage bekamen wir folgende Antwort:

„Wir waren die ersten beiden Deutschen, die von der Contra entführt und doch wieder freigelassen worden waren. Aber wir fühlten uns nicht wohl bei dem Gedanken, daß dies nur wegen unserer Pässe, wegen unserer Staatsangehörigkeit möglich gewesen war, unserer Staatsangehörigkeit zu einem Land, das die Kriegspolitik der USA und damit die Contra direkt unterstützt.

Wir waren sehr sicher gewesen, daß die Contra uns nicht umbringen würde. Mord an zivilen Aufbauhelfern mußte den Interessen der Contra zum damaligen Zeitpunkt, da sie versuchte, im Ausland politisch salonfähig zu werden, zuwiderlaufen. Der Mord an Albrecht Pflaum aus Freiburg hatte in der Öffentlichkeit durchweg ein negatives Echo gehabt. Damals war Mord und Entführung (auch bei der FAZ) noch das, was es immer gewesen war: Terrorismus.

(Heute, nach einer unerhörten Eskalation in dem grausigen Vernichtungskrieg der USA und der Contra gegen Nicaragua und einer geballten Desinformationskampagne großer Teile der bundesdeutschen Presse, – deren Rädelführer die FAZ geworden zu sein scheint –, ist es der Contra fast gelungen, die Salonfähigkeit zu erreichen: die Entführten und Toten, ihre Opfer, werden zu Tätern, sie – die Mörder zu Opfern, weil die Solidaritätsbewegung sie

entschlossen daran hindern will, daß sie weiter ungestraft die unschuldige Zivilbevölkerung mit ausgesuchter Brutalität terrorisiert.)

Das, was uns passierte, ist für viele nicaraguanische Frauen bitterer Alltag. Jede nicaraguanische Frau wäre mehr gequält worden, wahrscheinlich hätte sie nicht das Glück gehabt, wieder freigelassen zu werden.

Deshalb hatten die Dorfbewohner in Loma Alta zu unserer Entführung eine sehr nüchterne Einstellung. Es gab keine lästigen Fragen, keine peinliche Neugierde. Unsere Namen waren in der Kooperative nur wenigen bekannt, es blieb uns überlassen, mit wem wir über die Entführung reden wollten. Bei einem Gespräch sagte uns ein Campesino: 'Eine Erfahrung mehr für Euch hier in diesem Krieg.'

In der Tat, eine Erfahrung, die wir keiner Frau wünschen, aber auch eine Erfahrung, die uns den Menschen letztlich näher gebracht hat. Wir waren nach Nicaragua gekommen, um das Leben der Campesinos zu teilen, und dazu hat auch gehört, schwere Situationen mitzuerleben, das Leiden mitzuleiden.

Bei der Entführung war unsere Wut und Verachtung für die Entführer größer als unsere Angst, die wir natürlich hatten. Sie versuchten, uns zu demütigen und nur mit der Waffe in der Hand konnten sie ihre männliche Macht beweisen. Aber viel mehr Wut und Verachtung hatten wir auf die, die den Krieg wirklich führen, auf die Hintermänner und Drahtzieher, die diese kleinen, namenlosen Contras täuschen und kaufen, und die sie daran hindern, daß ihnen für die Realität ihres Landes die Augen aufgehen.

Die Entführung hatte die internationale Presse hellwach gemacht, sie witterte eine gute Story, die sich bestens verkaufen lassen würde. Wir befürchteten, daß sie sich im Stil der Sensationsberichterstattung auf uns stürzen und eine persönliche Geschichte von uns beiden als 'zwei entführte und vergewaltigte Revolutionsromantikerinnen' machen würden. Zur internationalen Presse hatten wir kein Vertrauen. Wir überlegten: Wenn es der internationalen Presse wirklich um die Sache, um den Contra-Krieg gegen Nicaragua gehen würde, dann hätten sie wirklich tausendfache und grausamere Verbrechen bei der unschuldigen Zivilbevölkerung finden können. Wir bereiteten eine schriftliche Presseerklärung vor und schickten unseren Projektkoordinator damit in die Pressekonferenz. Bei seiner Rückkehr berichtete er, daß die Presse zahlreich vertreten gewesen wäre, aber sie hätte sich 'enttäuscht' gezeigt, daß 'die beiden Frauen nicht gekommen waren', man hätte 'noch nicht mal Bilder machen können', mit der Presseerklärung war keine Story – kein Geschäft – zu machen.

Aufgrund der Entführung gab es einen Brigadebeschluß, daß wir alle nur noch mit gesicherten Transporten fahren durften, d.h. mit Wagen der Frente Sandinista, des Heeres, der Agrarreformbehörde oder anderen staatlichen Institutionen. Wir sind die Strecke nach Pantasma nie wieder mit einer öffentlichen Camioneta gefahren. Das tat uns leid, weil es eine Möglichkeit weniger gab, mit den Campesinos Kontakt zu haben. Bei Fahrten mit den zivilen Camionetas hatten wir sie erleben und uns mit ihnen unterhalten können. Das war nun zu gefährlich geworden. Die Contras, die uns entführt hatten, waren

nicht uniformiert gewesen, sie hatten wie einfache Campesinos oder Landarbeiter ausgesehen. Nun waren wir mißtrauisch geworden, eine Zeit lang vermuteten wir hinter jedem Campesino einen Contra.

Wir sahen aber keinen Grund, von Loma Alta wegzugehen und nach Deutschland zurückzukehren. Das Pantasma-Tal war nicht unsicherer geworden, und es war keine Frage des Mutes, dortzubleiben. Mit der Zeit lernten wir die Campesinos, ihre Sprache und ihre Lebensweise besser verstehen.

Die Campesinos sind zurückhaltend, schüchtern. Sie drängen sich nicht auf; sie kamen nicht unbedingt auf uns zu, dazu nehmen sie sich ihre Zeit. Erst nach ein paar Monaten blieben sie an unserem Haus stehen, redeten mit uns, erzählten und trauten sich auch, sich zu uns an den Tisch zu setzen. Sie sprachen uns auch nicht mehr mit 'alemanas' an, sondern mit unseren Namen. Eine Frau begann, 'compañeras' zu uns zu sagen. Sie gab uns so zu verstehen, daß sie unsere Erfahrung mit der Contra als unsere Bereitschaft, solidarisch mit dem nicaraguanischen Volk zu sein, für sich angenommen hatte. Das schuf gegenseitiges Vertrauen und Respekt und das war für uns die größte Befriedigung, die wir in Nicaragua erleben durften.

Als die Bitte von der Edition Nahua kam, über unsere Entführung im Februar 1985 noch einmal Auskunft zu geben, war am Tag zuvor der Tod von Berndt Koberstein (Freiburg) bekanntgeworden.

Wir kannten Berndt durch seine Arbeit. Als wir die Nachricht von seinem Tod bekamen, fragten wir uns sofort nach dem Schicksal der beiden Nicaraguaner, die ihn und die anderen internationalen Aufbauhelfer begleitet hatten und mit ihnen von der Contra ermordet worden waren.

Wir hatten Angst, daß auch Aníbal dabeigewesen und tot sein konnte. Aníbal war im Herbst 1985 zur Kaffeeekampagne in der BRD gewesen und wir hatten ihn auf seiner Rundreise durch Süddeutschland zu den vielen öffentlichen Veranstaltungen begleitet.

Nach seiner Rückkehr aus der BRD war Aníbal der Verantwortliche der Frente Sandinista in Wiwilí geworden. Wir wußten, daß Aníbal sich rückhaltlos für die Aufbauarbeiten im Pantasma-Tal eingesetzt hatte und damit zum Ziel der Contra-Mörder geworden war. Berndt war sehr oft mit ihm unterwegs. Später haben wir erfahren, daß Aníbal im ersten Wagen gesessen hatte, der den Hinterhalt der Contra durchbrechen konnte. Er lebt.

Namen sind nicht das Entscheidende. Wir wissen, daß es irgendwann auch Aníbal treffen und auch er von der Contra ermordet werden kann. Alle, die in irgendeiner Form trotz des Krieges in Nicaragua weiter am Wiederaufbau arbeiten, laufen Gefahr, Opfer dieses Krieges zu werden. Wir würden, wenn die Notwendigkeit bestünde, auch jetzt wieder nach Nicaragua gehen, auch in Kriegsgebiete. Sie kommen nicht durch. Wir werden siegen.“

DIE ERMORDUNG VON ALBRECHT „TONIO“ PFLAUM UND DREIZEHN NICARAGUANERN

Bericht von Eduardo López Valenzuela

„Ich bin Eduardo López Valenzuela, Mitglied einer FDN-Truppe, die von Rubén befehligt wird. Früher habe ich immer auf dem Acker gearbeitet, Mais angebaut und Bohnen. Mit niemandem habe ich mich eingelassen. Ich ging von zuhause zur Arbeit und von der Arbeit nach Hause. Ich hab' höchstens mal eingekauft, das Nötigste eben, Kaffee, Seife. Ich bin in Wiwilí angeworben worden, von Ramón Zeledón, der mit Decknamen 'Maravilla' (Wunder) heißt. Wir waren zu acht in einer Gruppe, das Kommando hatte Taolamba. Die acht Männer waren: Lázaro, El Zanate, Maravilla, Caralino, El Zorro. Es fehlen noch zwei, an deren Namen erinnere ich mich nicht. Wir marschierten in Richtung El Plátano. Beltrán Vásquez und Santos Gonzáles, zwei Bauern aus der Gegend, halfen uns dabei. Acht Tage vergingen, bis wir nach Zompopera beordert wurden. In Zompopera sollten wir bleiben, da sollten wir etwas machen, nämlich durch unsere Zuarbeit den Übergang von Richard nach Honduras vorbereiten.

Nach einer Woche trafen wir uns mit Rubén an einem vorher verabredeten Ort, immer noch im Gebiet von Zompopera. Wir schlachteten ein Schwein und aßen gemeinsam. Cinco Pinos verschwand mit seinen Männern in Richtung Honduras. Wir zogen mit Rubén los, 200 Männer waren wir. Wir kamen zu Don Pancho. Da aßen wir ein Kalb. Dann fingen wir an, uns auf die Sache in Zompopera vorzubereiten. Wir schlachteten zwei Rinder und aßen sie. Am Nachmittag kam Raúl Rodríguez mit einem Mulatten, der brachte uns für zweihundert Cordobas Backwaren. Die haben wir gegessen. Raúl setzte sich mit Rubén abseits, wahrscheinlich besprachen sie, was wir in den nächsten Tagen machen sollten.

Um drei Uhr in der Früh rief Rubén uns alle zusammen und hielt uns eine Rede. Er sagte uns, daß wir auf der Straße zwischen Zompopera und Pantasma eine Straßensperre errichten sollten. Um halb fünf kamen wir an die Straße. Wir fingen gleich an, die Straßensperre vorzubereiten. Bald waren wir damit fertig. Und dann fing der Hinterhalt an. Es gerieten einige Autos in den Hinterhalt.

Zuerst kam ein hellblauer IFA (Militärlastwagen), der vor dem Hindernis stoppte. Einige stiegen hoch, um den IFA den Abhang hinunterrollen zu lassen. Nach fünf Minuten kam ein kleiner Laster. Da waren wir aber noch nicht wieder soweit, um ihn anzuhalten. Dann kam ein Lastwagen, der hatte eine Ladung Limonadenflaschen. Die haben wir uns runtergeholt und getrunken.

Dabei waren wir noch, als ein blauer Jeep mit dreizehn Personen auftauchte. Den haben wir gleich aufs Korn genommen. Die dreizehn Personen, die drin waren, sind ausgestiegen und haben sich in einer Reihe vor uns aufgestellt. Alle dreizehn. Es waren drei Krankenschwestern darunter. Jimmy Leo, Polo und Rubén machten sich gleich dran, alle drei zu vergewal-

tigen. Die Frauen flehten, daß sie aufhören sollten, aber keinen kümmerte das. Nach der Vergewaltigung feuerten sie Salven von 20 Schuß aus dem FAL in Kopf und Brust von jeder Frau.

Dann ging Jimmy Leo auf einen zu, der wie ein Ausländer aussah. Der sagte: 'Hört mit der Schießerei auf, wir sind Zivilpersonen. Ich bin ein Arzt aus Deutschland. Bringt uns nicht um!'

Jimmy ließ sich nicht davon beeindrucken und als der Ausländer nochmal rief: 'Bringt uns nicht um!', da fing Jimmy Leo an, ihn voll aus dem FAL zu beschießen, vom Kopf runter bis in die Brust.

Nachdem er dem Doktor die Salven in Kopf und Brust geschossen hatte, wandte sich Jimmy Leo an mich, Eduardo López Valenzuela. 'Nun bist du dran', befahl er mir. Da ging ich eben auch hin und tötete eine Person, die blaue Hosen und ein weißes Hemd anhatte. Ein Schuß nach dem anderen, aus dem AKA, fünf in den Kopf und nochmal fünf in die Brust.

Als sie alle tot waren, waren wir zufrieden. Froh waren wir und riefen ein ums andere Mal: 'Mit Gott und Patriotismus stürzen wir den Kommunismus!' und 'Es lebe die FDN!'. Ramón Zeledón schrie, und Rubén schrie, und Taolamba schrie: 'Nicaragua ist voll von Kommunisten, wir müssen die Kommunisten besiegen. Lauter Kommunisten sind in Nicaragua, die müssen wir vertreiben.' Und immer wieder riefen wir alle zusammen: 'Es lebe die FDN!'

Als wir alle gerade feierten, kam ein roter Jeep mit weißem Dach. Zwei Personen saßen drin, einer mehr ein dunkler Typ, der andere war heller. Sofort schossen wir los. Sie versuchten, sich aus dem Wagen zu robben und fingen an, zurückzuschießen. Dem Taolamba verpaßten sie eins, und Jimmy Leo kriegte eins in den Hintern. Wir schossen, was das Zeug hielt, mit M 79, Mörser 60 mm, Handgranaten. Dem helleren verpaßten wir eins in den Arm. Der rannte los in Richtung Pantasma. Er fiel hundert Meter weiter in eine kleine Kuhle, lief aber sofort weiter. Sechs von uns folgten ihm, die schwangere La Pelona, El Gato, El Zorro, Maravilla, Lázaro, El Zanate. La Pelona und El Gato gabens ihm. El Gato stach ihm dann mit einer Eisenstange die Augen aus, dann wühlte er in seinen Taschen, um zu sehen, was drin war. Die Brieftasche, dreihundert Cordobas. Die Stiefel zog er ihm auch aus. Rubén sagte zu La Pelona und zum Gato: 'Da haben wir aber einen dicken Fisch geangelt.'

Währenddessen tauchte ein IFA-Lastwagen auf mit Compas. Lázaro gab den Befehl zum Rückzug. Nur wenige Meter weiter starb Taolamba. Im Busch verborgen marschierten wir in Richtung Zompopera. Um drei Uhr nachmittags gruben wir Taolamba ein. Wir überquerten den Río Coco, schlachteten zwei Rinder und aßen sie."

DIE ENTFÜHRUNG AUS JACINTO VACA

„Am 17.5.86 wurde unsere Arbeitsbrigade gegen vier Uhr dreißig durch heftiges Gewehrfeuer geweckt. Die Contra griff mit etwa 30 Mann den Milizposten unseres Dorfes an. Wir waren im Rahmen der Brigadenkampagne der

bundesdeutschen Solidaritätsbewegung nach Jacinto Vaca gekommen, um für die Dauer von zwei Monaten Hilfe im Häuserbau und Aufbau einer Kooperative, für die Flüchtlinge des Contra-Krieges gegen Nicaragua, zu leisten.

Wir waren eine Brigade von zwölf Leuten, Studenten und Berufstätige, unbewaffnet. Zusammen mit einer jungen Frau aus dem Ort, die für uns die Mahlzeiten zubereitete, und ihren beiden kleinen Kindern, begaben wir uns sofort in das 'Refugio', einen Unterstand in der Erde unter dem Haus.

Nach etwa einer Stunde kam eine Contra-Abteilung zu unserem Haus und zwang uns mit der Drohung, eine Handgranate zu werfen, den Schutzraum zu verlassen. Es waren etwa 15 Mann. Sie trieben uns mit ihren Waffen im Anschlag vor uns her und von dem Haus weg. Wir gerieten in das Kreuzfeuer zwischen den Contras und dem Milizposten und waren in akuter Lebensgefahr. Mehrmals mußten wir uns auf den Boden werfen, um nicht von den Kugeln getroffen zu werden. Es herrschte Panik und Entsetzen, hinter uns die Befehle der schreienden Contras, die uns mal hierhin, mal dorthin, vom Haus wegtrieben. In dem Durcheinander konnten vier Mitglieder unserer Brigade entkommen und sich in Sicherheit bringen, auch Miguel, der von den Contras als Chilene erkannt worden war. Ein Contra wollte ihn sofort umbringen. Er schoß auf ihn und Miguel fiel wie tot zu Boden. Die Contras ließen ihn liegen. Er wurde später mit einer Schußverletzung von der Miliz geborgen und in ein Krankenhaus in Managua in Sicherheit gebracht.

Wir acht - Jürgen, Dirk, Doris, Angelika, Dominik, Reingard, Siegfried und Astrid - waren nun auf Gedeih und Verderb den Contras ausgeliefert. Wir hatten nur einen Wunsch: überleben und ihnen entkommen.

Nach eineinhalb Stunden hatten wir den Dorfausgang erreicht. Wir marschierten durch Maisfelder auf Berge zu, die sich am Horizont erhoben. Die Contras nutzten uns als Schutzschilder, um sich vor den möglicherweise nachrückenden Compañeros von der Miliz zu decken. Auch Siegfried mußte mitmarschieren, obwohl wir die Contras auf seine Hepatitis und seine Erschöpfung hingewiesen hatten. Wir marschierten täglich mehr als 15 Kilometer. Besonders während der ersten Woche unserer Entführung waren die Strapazen sehr groß, weil die Contras uns immer wieder zur Eile antrieben, um sich so schnell als möglich von dem Dorf und ihren sicheren Verfolgern abzusetzen. Siegfrieds zunehmende Erschöpfung war dabei ein Hindernis und er schwebte dadurch in ständiger Lebensgefahr. Als er am 24. Mai zu erschöpft war, um weiterzugehen, schnitt ein Contra die Hängematte ab, in der er lag, und drückte ihm den Gewehrlauf an die Schläfe.

Auf Astrid wurde ein Warnschuß abgegeben, als sie am 1. Juni vor Erschöpfung nicht mehr weitergehen konnte. Wir waren von Durchfall geschwächt und hatten beschlossen, eine Rast zu machen. Der zu unserer Bewachung abgestellte Contra schoß kaum einen halben Meter hinter Astrid und Dirk in den Boden.

Die Nächte verbrachten wir z.T. in verlassenem Fincas und schliefen auf den Fußböden aus Brettern oder gestampfter Erde. Manchmal nächtigten wir im Freien oder schliefen auf dem Waldboden oder im Gras. Gelegentlich wurde uns von den Contras eine Hängematte überlassen.

Als Verpflegung erhielten wir hauptsächlich Fleisch, manchmal auch Yuka (eine Art Kartoffel), Malange und Kochbananen. Jedesmal, wenn wir zu einer Finca kamen, 'besorgten' die Contras Rinder und Schweine, die sie schlachteten. Bei einigen Fincas habe ich gesehen, daß sie für das Fleisch bezahlten – allerdings unter dem Wert, wie mir ein Campesino sagte. Wenn die Campesinos nicht verkaufen wollten, so sorgte ein kurzer Blick der Contra auf ihre Waffen schnell für einen Sinneswandel bei den Bauern, auch wenn es ihr letztes Rind war.

Ich glaube, daß nur unsere Anwesenheit die Contras davon abhielt, gegen die Campesinos gewalttätig vorzugehen, denn sie betonten uns gegenüber immer wieder, wie sehr sie 'die Menschenrechte respektieren' würden. Ihr 'Kampf sei ein gerechter', sagten sie, 'für die Freiheit'. Es wurde sehr schnell deutlich, daß sie uns positiv beeindrucken wollten, von ihrer angeblich gerechten Sache, von ihrer Verbundenheit mit der Bevölkerung, von ihren hohen moralischen Zielen. Sie wollten uns 'umdrehen'. In den ersten Wochen durften wir nur ihren Propagandasender '15. September' hören. Wir waren ihren ständigen Desinformationen (z.B. immer wechselnde Informationen über die Richtung des Marsches) ausgesetzt, bzw. auf ihre Informationen angewiesen, die uns, als Mittel der Strafe oder der Belohnung, willkürlich zugestanden oder vorenthalten wurden, mit dem Ziel, unsere Gefühlslage zu manipulieren, schwankend zwischen Hoffnung und Verzweiflung, Euphorie und tiefster Niedergeschlagenheit. Mal erhielten wir Informationen über den Stand der Verhandlungen für unsere Freilassung und Kaffee und Obst, mal rief ihr Verhalten in uns Angst, Verzweiflung und das Gefühl äußerster Bedrohung hervor. Wir wurden zwar nicht körperlich mißhandelt, aber die psychologische Folter erhöhte den psychischen Druck, unter dem wir ohnehin standen.

Besonders wir Frauen wurden häufig belästigt, z.B. in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai waren einige Contras betrunken; wir mußten uns die ganze Nacht gegen Belästigungen wehren. Wir waren uns nie sicher, ob es nicht doch zu einer Vergewaltigung kommen würde, trotz der Order einer der Chefs, uns nicht zu mißhandeln.

Der Chef der Contra-Gruppe, die uns entführt hatte, 'Gato Colindres' (sein richtiger Name ist Gregorio Montenegro), sagte am 27. Mai, daß der Anschlag geplant und unser Aufbauprojekt bereits seit einiger Zeit beobachtet worden war. Da die FDN ihre militärischen Aktionen in Süd-Zelaya ausweiten wollte, war die Anwesenheit von Internationalisten ein lästiger Störfaktor, der unbedingt beseitigt werden mußte. Unsere Entführung sollte zur Abschreckung für andere Internationalisten dienen. Gleichzeitig wollte man die Entführung dazu nützen, uns, die Entführten, über die 'wahren Ziele' der Contra aufzuklären, über die 'Gerechtigkeit ihrer Sache' ...

Von einem etwa vierzehnjährigen Contra erfuhren wir, daß er entführt worden war. Die Contras hatten ihn etwa vier Monate vorher vom Haus seiner Eltern am Río Rama 'mitgenommen', nun mußte er ihre Rucksäcke tragen. Aus Angst, erschossen zu werden, wollte er nicht fliehen.

Während der 24 Tage unserer Gefangenschaft wurden wir von der Contra als Geiseln benutzt. Am 31. Mai, als wir uns mit einem kleinen Trupp von

ihnen tiefer in den Bergen befanden, legte der Rest der Gruppe an einer anderen Stelle einen Hinterhalt. Und einen Tag vorher, am 30. Mai, nutzte 'Gato Colindres' die mit der Regierung in Managua zu unserer Sicherheit ausgehandelte Feuerpause aus, um seinen Trupp (etwa 120 Mann) mit der des FDN-Regionalkommandeurs mit dem Decknamen 'Franklin' (weitere 170 Mann) zu vereinigen. Eine Woche vor unserer Entführung hatte der Trupp von 'Gato Colindres' einen Hinterhalt gelegt, bei dem sieben Personen ums Leben kamen, darunter vier Lehrer. 'Colindres' erklärte uns verschiedentlich, er sei früher Sandinist gewesen und erst 1982, als seine Widersprüche zur sandinistischen Politik zu groß geworden seien, zur Contra gestoßen. Später, in Freiheit, erfuhr ich, daß 'Gato Colindres' nie Sandinist war, sondern – ganz im Gegenteil – Mitglied der somozistischen Nationalgarde (in einer Killertruppe EEWI). Nach 1979 hatte er Nicaragua verlassen und von der CIA eine Spezialausbildung erhalten. Während der Dauer unserer Gefangenschaft standen unsere Entführer in ständigem Funkkontakt mit ihrem FDN-Hauptquartier in Honduras. Von dort erhielten sie täglich neue Instruktionen (Code 585 für 16). Am Tag nach unserer Entführung waren unsere Namen über Funk an das FDN-Hauptquartier nach Honduras übermittelt worden.

Uns Brigadisten war klar, daß die Contras, wären wir Nicaraguaner gewesen, jeden von uns umgebracht hätten. Wir wußten von den unzähligen Morden, die die Contra auf dem Gewissen hat. Als Europäer stellten wir für sie ein Faustpfand dar. Für unsere Freilassung erhoffte sich die Contra die Erfüllung ihrer politischen Forderungen, z.B. seitens der Regierung der BRD die Anerkennung als kriegführende Partei.

Obwohl die Entführung für mich ein schreckliches Erlebnis war, schöpfe ich aus diesen Erfahrungen die Kraft, um weiterzumachen. Ich habe einen kleinen Teil des nicaraguanischen Alltags erfahren und möchte daher betonen: es ist wichtig, daß weiterhin Arbeitsbrigaden nach Nicaragua gehen, bei ausreichenden Sicherheitsmaßnahmen auch in sogenannte Kriegsgebiete. Das nicaraguanische Volk braucht unsere Solidarität.“

Reingard Zimmer
Hamburg, November 1986

Informationsbüro Nicaragua e.V.
Postfach 101320 – D 5600 Wuppertal 1
Wuppertal, den 18. Juli 1986

Erklärung zur Fortführung der Arbeitsbrigadenkampagne
(Auszug)

Am Dienstag, den 22. Juli wird eine Gruppe von zehn Bundesbürgern nach Jacinto Vaca/Nicaragua fliegen, um dort im Namen der Arbeitsbrigadenkampagne an Aufbauprojekten mitzuwirken. Diese Brigade, der sich voraussichtlich noch vier US-Bürger anschließen werden, löst die Internationalen

Brigaden ab, die die Arbeit der acht im Mai entführten bundesdeutschen Brigadisten in dem Dorf Jacinto Vaca weitergeführt hatten.

Mit dieser ersten Brigadentruppe, der im August eine Gewerkschaftsgruppe folgen wird, setzen die bundesdeutschen Solidaritätskomitees den Beschluß ihres Bundestreffens vom 8. Juni 1986 in die Tat um, gerade jetzt weiter Brigaden nach Nicaragua zu schicken.

Jede/r einzelne Brigadist/in ist sich der Gefahr bewußt, in die er/sie sich begibt. Das gilt ebenso für das Informationsbüro Nicaragua als entsendende Organisation. Die Bundesregierung rät energisch von dem Einsatz in den Kriegsgebieten Nicaraguas ab. Mit dieser Position (die sich mit der der Contra deckt) hat sie sich für alle Eventualitäten gewappnet, sich im vorhinein die Hände in Unschuld gewaschen.

Wir werden jedoch weiterhin Zeuge für die Greueltaten sein, die die CIA-gelenkten Contras verüben, wir werden weiterhin das wieder aufbauen, was die Contra zerstört hat und damit unsere Solidarität mit dem nicaraguanischen Volk demonstrieren.

Wir sind der Meinung, daß nicht genug Menschen der Aufforderung nachkommen können, sich hieran zu beteiligen. Damit stellen wir uns bewußt in die Schußlinie der US-Politik und deren devoter Unterstützung durch die Regierung unseres Landes.

„SPÄTER HÖRTEN WIR SIE LACHEN UND WITZE REISSEN“

Der Mord an Berndt Koberstein und seinen Freunden*

Interview mit Aníbal Rodríguez Chavez, dem politischen Sekretär der FSLN und Vertreter der Regierung in der Region VI in Matagalpa für Wiwilí, Regierungsbezirk Jinotega.

Aníbal Rodríguez Chavez hatte acht Monate vor dem Mordanschlag vom 28. Juli 1986 seinen Posten angetreten. In seine Verantwortung fiel auch die Durchführung eines Trinkwasserprojektes für Wiwilí, das durch finanzielle und personelle Unterstützung des Städtepartnerschaftsvereins Freiburg-Wiwilí und der Stadt Freiburg ermöglicht wurde.

Berndt Koberstein aus Freiburg arbeitete als Brunnenbauer in der technischen Realisierung des Projektes.

Das für diese Ausgabe überarbeitete Interview übernehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Magazin Verlages aus dem „Mittelamerika-Magazin“, Kiel.

* Mario Acevedo (Nicaragua), William Blandón (Nicaragua), Joel Fieux (Nicaragua, vorher Frankreich) und Ivan Claude Leyvraz (Schweiz).

(...)

Wie hast Du Berndt kennengelernt? Welchen Eindruck hattest Du von ihm?

Als ich die Arbeit in Wiwilí übernahm, gab es schon das Trinkwasserprojekt, welches durch finanzielle und personelle Hilfe aus Freiburg und dem Freundeskreis Tonio Pflaum ermöglicht wurde. Ich erfuhr, daß im März zwei deutsche Compañeros nach Nicaragua kommen würden. Ich lernte sie kennen, als sie mit mir nach Wiwilí fuhren. Wir fuhren in einem Konvoi von etwa 50 Fahrzeugen, wir transportierten auch Lebensmittel für Wiwilí und brauchten vierzehn Stunden.

Berndts Arbeitsstil, sein kameradschaftlicher Umgang, seine Aufgeschlossenheit steckte trotz einiger Sprachprobleme alle Nicaraguaner an.

Er war von Anfang an bei allen Dingen dabei. Er begleitete uns, als wir das Gelände für das Projekt erkundeten. Er blieb keinen Augenblick zurück. Er war die Strapazen nicht gewohnt, aber er lief genauso durch die Berge wie wir und war an allem beteiligt. Er steckte seine Energien, seine Beharrlichkeit, seine Ideen in dieses außerordentlich schwierige Projekt. Mit der Zeit gewann er die Achtung der Compañeros, die mit ihm arbeiteten. Wir konnten ihm dann auch einen Vorarbeiter zuteilen, das hat ihn zusätzlich angespornt. Einige Zeit vor dem 28. Juli äußerte er erfreut, daß die Möglichkeit bestünde, Wiwilí vor Ende des Jahres mit Trinkwasser zu versorgen.

Weißt Du, warum Berndt am 28. Juli nach Matagalpa wollte?

Fünf Tage vor der Fahrt hatte er mir gesagt, daß er einige Dinge, die mit dem Projekt zu tun hatten, in Matagalpa klären wollte, und noch einige andere Angelegenheiten, die wichtig waren. Sie hatten mit den Beziehungen zu Freiburg zu tun, mit der Solidaritätsbewegung.

Er wollte sich wegen der Container erkundigen – es gab Schwierigkeiten mit dem Transport. In diesem Zusammenhang ist wichtig, daß Berndt nicht gerne nach Matagalpa fuhr. Erstens, weil er lieber bei der Arbeit am Projekt bleiben wollte, und zweitens, weil er wußte, welche Risiken die Fahrt bedeuten würden. Er wußte von den Minen, die von der somozistischen Guardia, den Söldnern gelegt wurden, von den Söldnern, die die Leute ermorden, egal in welchem Fahrzeug sie fahren.

Kannst Du uns über die Fahrt am 28. Juli erzählen und über die Sicherheitsvorkehrungen, die getroffen wurden?

Vielleicht ist es angebracht, einige Dinge, die wichtig sind, hier vorausschicken. Am 28. Juli fuhr Berndt auf eigenen Wunsch nach Matagalpa, um für die Vertiefung der Städtefreundschaft mit Freiburg einige Dinge zu erledigen. Wir saßen mit den Compañeros Joel Fieux und Ivan Claude Leyvraz zusammen in einem Haus. Dabei waren zwei Ärzte, die mit uns zusammenarbeiten, eine Belgierin und ein Holländer, die in Wiwilí arbeiten. Es war also in

diesem Haus, wo er mir seine Entscheidung mitteilte, daß er mit nach Matagalpa fahren wollte.

Was am Tag vorher (zu den Sicherheitsvorkehrungen, d.Ü.) geschehen war? Ich weiß, wie gefährlich die Straße nach Matagalpa ist. Die Contras haben Minen gelegt, sie haben Zivilpersonen ermordet, sie haben Fahrzeuge aus dem Hinterhalt überfallen, egal um was für Fahrzeuge es sich handelt. Am Tag vorher hatte ich (über Funk) mit den benachbarten Landkreisen verabredet, daß sie uns Deckung bis zum Ziel gäben. Am Tag der Fahrt überprüfte ich noch einmal die Situation der Strecke. Es gab keine Schwierigkeiten, das war um neun Uhr morgens. Um zehn Uhr habe ich dem benachbarten Landkreis meine Abfahrt nach Matagalpa gemeldet. Ebenso später, als wir uns von unterwegs meldeten, nachdem wir in La Maronosa ankamen. Ich ließ die Fahrzeuge anhalten und die Lage des Weges vor uns überprüfen. Der Spähtrupp kam von der Erkundung zurück und meldete, daß es keine Probleme gäbe. Das war um elf Uhr.

Ich beschloß, mit dem Auto, das ich fuhr, voranzufahren. Hinter mir fuhr die anderen. Bei der Ankunft in Panteos de Zompopera beschloß ich, auszusteigen, und auch die Compañeros stiegen aus. Nur der Fahrer meines Wagens und Berndt blieben in den Wagen. Berndt war der einzige in dem zweiten Wagen, der fahren konnte.

Wir gingen ein ganzes Stück, und als wir in die Berge kamen, ging ich voraus, um nach Spuren eines möglichen Hinterhalts zu suchen. Nachdem wir drei oder vier Kilometer gegangen waren, kamen wir an die Stelle, wo die Contras 1983 unseren Compañero Tonio Pflaum ermordet haben. Ich beschloß, daß die Compañeros wieder in die Fahrzeuge einsteigen sollten, weil sie sehr müde waren. Wir waren nur noch einen Kilometer von einem Spähtrupp entfernt, der uns erwartete, um mit uns zusammen weiterzufahren. Das alles war wegen der Sicherheit notwendig.

Als wir einstiegen, das war etwa 300 Meter vor dem Hinterhalt, bin ich sicher, daß die somozistischen Guardias, diese Bestien, uns beobachtet haben. Ein Compañero meinte, daß ich besser fahren sollte, da der Fahrer meines Fahrzeugs sehr nervös war. Falls es weiter vorne doch noch Schwierigkeiten geben sollte, wäre es besser, wenn ich am Steuer säße. Also fuhr ich. Das war alles rein intuitiv. Ich fuhr schnell an. Als wir in den Hinterhalt gerieten, fuhr ich mit ungefähr 70 km/h in eine Kurve. Ich fühlte, daß sie auf uns schossen, daß das Feuer auf mein Fahrzeug konzentriert war. Aber ich blieb unverletzt. Ich legte den 4. Gang ein, um schneller zu werden, und schaffte es, den Hinterhalt zu durchbrechen. Ich fuhr noch 500 Meter weiter und hielt an. Zwei von uns waren verletzt. Jetzt erst bemerkte ich, daß das Fahrzeug mit Ivan, Joel, William, Berndt und Mario nicht mehr hinter mir war. Mario Acevedo war Vertreter der Bezirksregierung, William Blandón war Vertreter des Landkreises.

Das war gegen zwölf Uhr. Wir fürchteten, das andere Fahrzeug sei getroffen worden. Ich überließ mein Fahrzeug dem Fahrer und ging mit drei bewaffneten Compañeros zurück, und wir kämpften mit der Guardia. Wir wollten die anderen entlasten, denen helfen, die vielleicht noch lebten. Wir hatten mit der

Guardia in den Bergen an der Straße einen Schußwechsel. Später, um ungefähr zwölf Uhr vierzig, als der Schußwechsel beendet war, beschloß ich, noch einige Minuten abzuwarten und dann auf die Straße zurückzugehen. Um etwa dreizehn Uhr hatte ich die Straße erreicht und wechselte das zerschossene Rad meines Fahrzeugs. Um dreizehn Uhr fünfundzwanzig trafen wir auf die Compañeros von der Miliz, die uns weiter vorne erwartet hatten. Wir fuhr zurück, jetzt mit den bewaffneten Compañeros von der Miliz. Das war um dreizehn Uhr fünfundvierzig. Ich sah, daß auf der rechten Straßenseite, von Wiwilí nach Matagalpa gesehen, Mario, William und Berndt lagen. Ihr Fahrzeug stand fünfzig Meter weiter weg. In dem Fahrzeug lag Ivan, tot. Joel, der in der Nähe des Fahrzeugs lag, auch tot. So wie es aussah, schließe ich daraus, daß sie Ivan im Fahrzeug erschossen haben, Joel haben sie in dem Augenblick umgebracht, als er aus dem Fahrzeug ausstieg, Berndt, William und Mario waren noch weggelaufen. Sie lagen vierzig, fünfzig Meter weg. Mario lag am weitesten entfernt, ein bißchen weiter davon lag William, und als letzter Berndt. Berndt trug ein weißes Hemd und einen schwarzen Arbeitsanzug. Er war unbewaffnet gewesen. Der Schuß traf ihn von hinten und ging durch das Herz. Er mußte ihn auf der Stelle getötet haben.

Jetzt begriffen wir, daß sie unsere Compañeros ermordet hatten. Einige persönliche Sachen der Compañeros hatten sie verbrannt. Später, als wir die Contras verfolgten, hörten wir während des Kampfes wie sie lachten, wie sie Witze rissen, „wir haben diese Hurensöhne erledigt, diese Söldner, wir haben die Wichtigeren nicht erwischt, aber die Blonden, diese Hurensöhne, haben wir erwischt.“

Später habe ich dann die toten Compañeros nach Pantasma gefahren. Von dort wurden sie ins Krankenhaus von Jinotega gebracht, um sie für das Begräbnis herzurichten.

Die Leichen der Ermordeten wurden nach Matagalpa überführt. Die Beisetzung fand unter großer und bewegender Anteilnahme der Bevölkerung und Delegation der in Nicaragua tätigen ausländischen Entwicklungshelfer und Arbeitsbrigadisten statt.

Der Grabstein, der Berndt Koberstein von der Solidaritätsbewegung der BRD gesetzt wurde, trägt die Inschrift:

„Vor allen Dingen werdet fähig, ein tiefes Gefühl für jegliches Unrecht zu empfinden, gleichgültig in welchem Winkel dieser Erde und in welcher Form auch immer ihr ihm begegnet. Das ist die vornehmste Tugend eines Revolutionärs.“

Ernesto 'Che' Guevara

Berndt Koberstein, von der Contra ermordet, am 28. Juli 1986“

MASSAKER



Die Opfer

1. Überfall auf die Familie Palacios Ramos – die Eltern, ein Sohn, dessen Frau, eine Tante der Schwiegertochter und ihre drei Töchter, Döna Yolanda und der Fahrer ihres Wagens. Orlando Palacios Ramos und sein Sohn entkommen. Die restlichen sieben Personen kommen um. (24.12.84†)
2. Dreißig Erntehelfer – Männer, Frauen und Kinder – in einem Hinterhalt ermordet (4.12.84†)
3. Überfall auf die 86 Mitgliederfamilien zählende Bauernkooperative von Santo Domingo. Zahlreiche Tote, Verwundete und Verschleppte. (21.7.83)
4. Überfall auf das Kollektiv von Las Minas bei Wiwilí
5. Überfall auf einen Kollektivbesitz in Darailí und Entführung von 67 Landarbeitern (9.7.83)
6. Adaluz Ochoa, 20, und Ana Julia Ochoa, 14, vergewaltigt (5.5.84). Der Vater von Adaluz Ochoa verschleppt.

Die Zeugenaussagen wurden in den Orten Estelí (Regierungsbezirk Estelí, Region I) und Ocotal (Regierungsbezirk Nueva Segovia, Region I) aufgenommen.

Übersetzung aus dem Spanischen: Sabine Speiser

Foto auf Seite 92/93: Schmerz, Trauer und tiefer Zorn bei den Hinterbliebenen der Ermordeten nach einem Terrorangriff der Contra – aber auch feste Entschlossenheit, die Revolution zu verteidigen und mit den Mördern abzurechnen.

Die Zeugen

Orlando Palacios Ramos (Der Zeuge wurde wenige Tage nach seiner Aussage von der Contra ermordet.)

Carlos und die Gebrüder Jorge Luis (26) und Santos Roger Briones (15)

Filemón Hernández, Angela Blandón und eine weitere Witwe

Bernardo Rodríguez Gutiérrez

Adilia Rugama

Audilia Herera verw. Ochoa (53)

Die Berichte und Zeugenaussagen, die ich in Estelí, der Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, 70 Kilometer von Ocotal und 150 Kilometer von Managua entfernt, aufnahm, weckten in mir Erinnerungen an das Blutbad von San Francisco del Norte, eines der ersten, die Nicaragua erschütterten. Die blutigen Massaker nahmen zwischen 1982 und 1984 zu, u.a. Angriffe und Überfälle der Contra auf die Zivilbevölkerung. Überlebende des einen oder anderen Massakers, die in diesen Jahren an verschiedenen Orten der Regierungsbezirke Estelí und Jinotega stattfinden, sprachen von Blut, Tod und Terror, den die Contras in ihren Familien und unter ihren Nachbarn und Arbeitskollegen verursacht hatten.

DIE FAMILIE PALACIOS RAMOS WIRD AUSGELÖSCHT

In Estelí führte ich ein Interview mit Orlando Palacios Ramos, einem Campesino, 52 Jahre alt, hager und ausgemergelt, Vater von sechs Kindern, der mir zwei Stunden lang erzählte. Hinter seinen lebendigen Gesten und Worten erahnte ich das wahre Ausmaß der blutigen Tragödie.

„Am Heiligabend des 24. Dezember 1984 um sechs Uhr abends fand die Hochzeit meines Sohnes in Wiwilí statt. Seine Frau ist nämlich von Wiwilí und mein Sohn arbeitet dort. Nach der Trauung feierten wir und waren sehr guter Laune. Aber nachdem wir am 24. so viel getrunken hatten, verbrachten wir – wenigstens ich – den 25. damit, den Kater auszuschlafen, wie es so üblich ist, Sie wissen schon, einige Schnäpse. ... Später kam der Bus dann nicht. Ich wollte mit meiner Frau am 25. nach Hause zurückfahren. 'Schau', sag ich zu ihr, 'der Bus ist nicht gekommen, also müssen wir noch dableiben, mit irgendeinem anderen Transport fahren wir nicht.' Ein Bekannter, der Fahrer ist, war auch da, er hatte am Vorabend mit mir getrunken und sagte jetzt zu mir: 'Ich habe einen kleinen Lieferwagen, und ich kann euch direkt nach Jinotega bringen. Morgen früh um fünf', sagte er 'fahren wir los nach Jinotega!' In dieser Nacht war ich betrunken, als ich mich schlagen legte. Sie verstehen schon. Meine Frau hatte mir ins Bett geholfen. Als ich aufwachte, schon nach Mitternacht, frage ich sie 'Wo sind wir?' 'Wir sind im Haus der Großmutter der Frau deines Sohnes, wo wir als Gäste untergekommen sind', antwortet sie. 'Wer ist hier noch außer uns?', frage ich wieder. 'Doña Yolanda ist auch da, die Frau, die aus Managua gekommen ist. Sie kam nicht nur zur Hochzeit, sondern auch, um drei Töchter abzuholen, die sie hier untergebracht hatte. Wir fahren alle morgen ab.' 'Schau, Liebe, es ist alles in Ordnung, aber die Fahrt um eine solche Zeit scheint mir nicht gut.' 'Mir auch nicht, aber der mit dem Lieferwagen sagt, daß wir auf jeden Fall dort sein sollen.' Es war ungefähr drei Uhr morgens, als wir uns so unterhielten, und unter dem Reden verging die Zeit. Da sagt meine Frau: 'Steh auf und wasch dich, ich wasche mich jetzt auch.' 'Ich habe keine Lust, mich jetzt zu waschen', antwortete ich, 'wenn du mir erst eine halbe Flasche Schnaps gebracht hättest, hätte ich einen Schnaps getrunken und mich dann auch gewaschen, aber so habe ich keine Lust. Ich fahre auch ohne mich zu waschen; jetzt schlafe ich lieber noch ein bißchen. Außerdem will ich nicht in der Dunkelheit aufbrechen.' 'Ich auch nicht', antwortet meine Frau. Alle standen auf und wuschen sich, sie wusch sich auch, und später hörte ich den Wasserstrahl und hörte, wie jemand sich mit großem Lärm wusch. Ich frage: 'Wer badet da?' 'Es ist die Frau deines Sohnes', antwortet sie mir. 'Sie soll sich nur waschen, sie ist jung und ihr macht die Kälte nichts aus. Ich bin schon alt und außerdem habe ich einen Kater und mir ist kalt.' Alle badeten sich und der Lieferwagen hupte schon, wir sollten alle schnell aufsteigen. Wir stiegen auf und fuhren ab. Zehn Leute fuhren mit, mein Sohn, dessen Frau, meine Frau, Doña Yolanda, die Tante meiner Schwiegertochter und ihre drei Töchter.“

„Als wir zum Dorf hinausfuhren, mußte ich mich übergeben, denn ich war noch ziemlich betrunken. Es war noch dunkel. Als ich mich erbrochen hatte, setzte ich mich auf die Radverkleidung im Lieferwagen. Alle saßen wir. Ich saß zwischen meiner Frau und einem Mädchen. Da sagte ich zu meiner Frau: 'Warum hast du mir nicht das Geld gegeben, das du dabei hast?' 'Weil ich nicht will, daß du es versäufst.' 'Also, wenn wir am Ufer anhalten, trink ich einen Schnaps, ob ich Geld habe oder nicht. Doña Yolanda wird mir schon was leihen.' 'Ja, Mann, ich werde ihnen schon was leihen', sagte Doña Yolanda. So fuhren wir dahin und unterhielten uns ruhig und waren guter Dinge. Kurz bevor wir den Fluß überquerten, sehen wir eine Brücke, die die Contra zerstört hatte. 'Schau, die Brücke.' 'Ja, aber man kann noch drüberfahren, sie haben sie nicht zum Einsturz gebracht.' Ohne Probleme überqueren wir sie dann. Einen Kilometer weiter hält uns eine Frau mit zwei Kindern von zwölf und dreizehn Jahren an. Wir sollten sie nach Pantasma mitnehmen, denn letzte Nacht war der Bus nicht vorbeigekommen und sie konnten nicht weiterfahren. Der Fahrer wollte sie nicht mitnehmen, denn der Lieferwagen ist unbequem, er hat nur die Holzwandung zum Draufsitzen und unsere Fahrt geht direkt nach Jinotega. Deshalb sagt er ihr: 'Ich kann Sie nicht mitnehmen.' Nicht mal zwei Kilometer fuhren wir von dort aus weiter, als wir eine Mine explodieren und dann eine Schießerei hörten. Der Lieferwagen schwankte gewaltig. 'Legt euch flach hin', rief ich, 'das ist die Contra, die bringt uns um.' Ich half ihnen, sich flach hinzulegen und blieb zwischen ihnen liegen. Wir standen Todesängste aus. Wir dachten nur noch an Gott: 'Allmächtiger Gott, Heilige Dreifaltigkeit, Herzjesu ... was passiert jetzt, Heiliger Jesus?' Als die Explosion vorbei war, blieb der Lieferwagen stehen und der Fahrer parkte ihn sogar noch ein wenig ein. Die Mine hatte den Lieferwagen nicht umstürzen können. Ich lag immer noch zwischen meiner Frau und dem Mädchen, daneben lag die dicke Doña Yolanda und ihre beiden anderen Töchter, der Beifahrer saß auch hinten und vorne beim Fahrer saßen mein Sohn und dessen Frau. Als die Explosion vorbei war, dachte ich, daß das alles gewesen sei, aber dann begann die Schießerei, pra, pra, pra. Ich hörte nur das Wimmern der Leute. Ich liege flach und lasse nicht zu, daß meine Frau oder das Mädchen sich aufrichten. Der Ersatzreifen befand sich vor meinem Kopf. Was für eine Schießerei ...! Danach fallen Handgranaten. Ich verliere nicht das Bewußtsein, ich schreie, versuche aber nicht, vom Lastwagen runterzusteigen, ich warte nur auf den Tod, weiter gar nichts. Dann spürte ich den ersten Schuß, in den Arm. Ich sage zu meiner Frau: 'Madrecita, hier kommen wir nicht heraus, hier werden wir sterben, aber verzweifle nicht.' Die Handgranaten fielen weiter und dazwischen schreien die Leute: 'Bringt uns nicht um! Wir sind Zivilisten!' Aber die Schießerei hört nicht auf. Ich erinnere mich nur noch, daß meine Frau sagte: 'Herzjesu, warum rettetest du uns nicht?' Gerade als sie das sagte, traf sie ein Schuß in die Schulter. Ich halte sie im Arm. Sie bewegte nur noch den Kopf nach oben und dann wieder nach unten und lehnte sich an meine Schulter. 'Lieber,' sagt sie, 'sie haben mich getroffen.' 'Hab keine Angst, mein Leben,' antwortete ich, 'mich haben sie auch getroffen.' In diesem Moment spüre ich, wie ein Schuß meine Stirn streift, aber ich empfinde ihn nicht als schwer. 'Mein Leben, wir sterben

zusammen. Gott ruft uns zu sich, verzweifle nicht, wir sterben gemeinsam.' Sie antwortete mir nicht mehr."

„Danach ging die Schießerei weiter, mich traf nur noch ein Schuß hier an den Rippen. Die anderen jammerten nur, die Frauen krümmten sich. Ich hörte noch eine andere Stimme: 'Schießt nicht, wir sind Zivilisten!' Dann hörte die Schießerei auf und ich sah, wie einige Männer sich dem Lieferwagen näherten. Vier kamen auf uns zu. Ich konnte sie nicht gut erkennen, denn von den Granaten, die niedergegangen und explodiert waren, konnte ich auf einem Auge nichts erkennen, aber ich sah sie kommen als die Schießerei aufgehört hatte. Ich hielt mich an der Holzwandung fest und stand auf. Mit dem guten Auge sah ich sie an und sagte ihnen voller Wut: 'Seht was ihr gemacht habt! Warum kommt ihr hierher? Hier gibts keine Waffen! Wir sind keine Soldaten! Nichts gibts hier zu holen. Nicht einmal Männer habt ihr ermordet, sondern bloß Frauen, Mädchen habt ihr umgebracht, Kinder noch!' Ich stand auf der einen Seite auf dem Lastwagen und betrachtete alle diese toten Frauen. Sie antworteten mir nicht. Sie machten nur eine Bewegung mit dem Kopf nach hinten, drehten sich um und gingen weg. Es waren Contras, ich habe sie genau erkannt, ich kenne ihre Waffen, denn dreimal schon hatten sie mich gefangengenommen. Vier waren nähergekommen, aber insgesamt waren es mehr. Zwei kamen von vorne auf den Lieferwagen zu, aber auch sie gingen wieder weg. Sie gingen alle zusammen weg. Sie trugen olivgrüne Uniformen, diese Contras. Der Ort liegt in einer Ebene, ohne Unterholz, nur mit Jacotebäumen bestanden. Der Ort heißt Zompopera. Es war ein klarer Tag, etwa halb sieben Uhr morgens, und unseren Lieferwagen konnte man nicht mit einem Militärfahrzeug verwechseln, es war nämlich ein roter Nissan. Man kann es kaum für möglich halten, aber es ist so: sie bringen das Volk um, sie ermorden Zivilisten. Das ist Mord. Das ist nicht die Befreiung des Landes, sondern Mord an der Bevölkerung."

"Als sie weggingen, blieb ich verwundet zurück. Ich blickte auf meine tote Frau und beschloß, mich irgendwie vom Lieferwagen auf die Straße fallen zu lassen, dort wieder aufzustehen und vorne nachzusehen, ob mein Sohn auch tot war. Ich wähnte ihn schon tot. Als ich das Führerhaus erreichte, berührte ich meinen Sohn an der Schulter. Er lehnte wie tot an der Wagentüre. Ich hob seinen Kopf hoch und sagte: 'Sohn, bist du tot?' 'Nein, Vater', sagte er, 'ich lebe noch.' 'Und der Fahrer?' Ich hatte noch Hoffnungen auf den Wagen gesetzt, daß wir uns damit irgendwie helfen könnten. 'Der Fahrer ist schon lange tot', antwortete er. 'Und deine Frau?' 'Sie liegt im Sterben ... Ach Vater, wie geht's dir?' 'Ich bin angeschossen, aber nicht tot.' 'Was ist mit Mutter?' 'Deine Mutter starb in meinen Armen, sei nicht traurig', sage ich ihm, 'ich muß dir diese schlimme Nachricht bringen, aber verzweifle nicht, sie litt nicht, sie starb in meinen Armen, ich bin nur deshalb gekommen, um zu sehen, ob du auch tot bist, um noch mehr zu weinen.' 'Ich bin angeschossen', antwortet er, 'aber ich lebe noch.' 'Ich helfe dir, hier herauszukommen!' Er war nämlich eingeklemmt. Dann versuchte ich es mit meinen Händen, mit einem Schuß im Arm, so gut ich konnte, ich schob den Fahrer weg, denn er lag auf ihm drauf. Dann schob ich auch seine Frau vorsichtig zur Seite, denn sie lag auch

über ihm. So konnte ich ihn herausziehen. Wir setzten uns auf die Straße. Wir redeten miteinander. Seine Frau seufzte im Todeskampf. Er betrachtete sie. Auf der Straße sage ich zu ihm: 'Schau, mein Sohn, deine Mutter ist tot, alle sind tot, ich weiß nicht, ob der Beifahrer noch lebt. Das einzige, was ich tun kann, ist, die Straße entlang zu gehen, vielleicht finde ich jemand, der uns hilft, anständige Leute.' Ich ging los und schleppte mich etwa einen Kilometer voran. Mir verschwamm alles vor den Augen. Dann kam ich zu einem kleinen Haus und traf dort auf drei Männer, sie erschrecken, als sie mich so voller Blut kommen sahen. 'Erschreckt euch nicht', sage ich zu ihnen und bat sie, uns zu helfen. Sie führten mich zur Hacienda Los Ubedas, die auch 'die Zwillinge' genannt wird. Dort gaben sie mir Kaffee (ich hatte großen Durst und wollte Kaffee ohne Zucker, ich wollte kein Wasser). In der Hacienda legten sie mich auf ein Feldbett. Einige Leute kamen herein und ich erzählte ihnen, was passiert war. 'Helft denen, die noch am Leben sind' bat ich sie, 'um die Toten braucht ihr euch nicht zu kümmern, denn sie sind tot, bringt nur die her, die noch leben. Meine tote Frau liegt dort, Doña Yolanda und ihre drei Töchter, die sind auch tot, alle sind tot. Als ich wegging lebten noch drei Leute: mein Sohn, ein Mädchen, das im Sterben lag und der Beifahrer, der sich mindestens die Beine gebrochen hat. Wenn sie noch leben, holt sie dort raus, damit sie nicht bei den Toten liegenbleiben.' Da nimmt ein Junge ein Pferd, reitet in vollem Galopp los und als er zurückkommt, sagt er 'Da ist niemand mehr, alle sind tot. Nur dein Sohn lebt und ein Mädchen liegt im Sterben. Ich gehe eine Hängematte holen und ein paar Leute, damit wir sie in der Hängematte herbringen.' Genauso geschah es dann auch. Später kamen sie mit dem Mädchen in der Hängematte zurück, mein Sohn ging zu Fuß, er schleppte sich mühsam vorwärts, denn drei Schüsse hatten ihn getroffen. Sie hatten uns um halb sieben Uhr ungefähr überfallen und etwa um elf Uhr waren wir in der Hacienda. Um drei Uhr nachmittags brachten sie uns ins Krankenhaus, dort kamen wir gegen vier Uhr an. Sieben Tote holten sie aus dem Lieferwagen, fünf Frauen und zwei Männer. Von den fünf Frauen waren nur zwei Erwachsene, drei waren Mädchen, die Töchter von Doña Yolanda, sie waren zwölf, dreizehn und vierzehn Jahre alt. Ich weiß nicht, ob dieses andere Mädchen überlebte; mein Sohn und ich überlebten."

Orlando hörte auf zu erzählen. Er war erschöpft. Er sprach noch weiter, aber ohne Gesten, den Kopf zwischen die Hände gestützt: „Sie bringen das Volk um. Sie sind keine Befreier sondern Mörder. Ich habe überlebt, um es erzählen zu können. Auch ich hätte sterben sollen, aber Gott verhinderte es, damit ich erzählen kann, was passiert ist und damit dies Geschichte wird. Damit die Welt weiß, daß es Mörder sind."

Fünf Monate später kam ich nach Nicaragua zurück, und als ich nach Orlando fragte, erfuhr ich, daß die Contra ihn, wenige Tage nachdem er seine erschütternde Zeugenaussage gemacht hatte, umgebracht hatte.

„MEINE COMPAÑEROS HABEN SIE BEI LEBENDIGEM LEIBE VERBRANNT“

„Es war ein einziges Blutbad“, berichteten mir in Ocotul drei Männer, die von dreißig Arbeitern am 4. Dezember 1984 in El Pericón, im Regierungsbezirk Madriz nördlich von Estelí einen Überfall auf ihren Lastwagen überlebt hatten. Sie waren von 150 Contras angegriffen worden, die den Lastwagen bombardierten und verbrannten. Sie waren zur Kaffee-Ernte unterwegs gewesen.

In Ocotul traf ich zuerst einen der Überlebenden. Er war schwer verletzt worden. Carlos hatte ein stark geschwollenes Gesicht, eine Kugel hatte ihn im oberen Teil des Kopfes getroffen und war am Kinn wieder ausgetreten. Er hatte ein Auge verloren, die Verletzung hatte seine Mundpartie entstellt. Er sagte: „Wir waren etwa dreißig Leute auf dem Lastwagen. In der Nähe des Berges Pericón hörten wir die ersten Schüsse und Mörser einschlagen. Ich wendete mich ab und suchte an der Wand des Lastwagens Schutz, aber da spürte ich schon, daß sie mich getroffen hatten und fiel ausgestreckt auf den Boden des Lastwagens. Einige Compañeros stöhnten schon. Eine Frau klammerte sich an mich und rief, ich solle sie nicht allein lassen, weil sie verletzt worden war. Aber ich ließ mich vom Lastwagen runterfallen und rollte weiter, bis ich in einen Graben kriechen konnte, dort versteckte ich mich, ein Stück entfernt vom Lastwagen.“

Einige Tage später traf ich in Estelí zwei andere Überlebende, die auch verletzt worden waren, Jorge Luis Briones und sein Bruder Santos Roger. Roger sagte mit dem Gesichtsausdruck, der Stimme und der Schüchternheit eines Heranwachsenden: „Ich arbeite nicht im Telcor (die staatliche nicaraguanische Fernmeldebehörde, d.Ü.). Ich gehe noch zur Schule und habe schon den ersten Teil des Gymnasiums hinter mir. Ich bin 15 Jahre alt. Ich wollte zur Kaffee-Ernte gehen und so dazu beitragen, daß die Wirtschaft unseres Landes sich verbessert, deshalb habe ich mich meinem Bruder angeschlossen, der der Verantwortliche dieser Arbeitsbrigade von Telcor für die Kaffee-Ernte war. Ich wollte mitarbeiten.“

Danach stellte Santos Roger den Überfall dar. Er sprach langsam, sehr konzentriert, zwischendurch überwältigten ihn seine Gefühle, es verschlug ihm die Stimme, und er begann zu schwitzen: „Wir waren 35 Leute. Am Dienstag den 4. Dezember, so gegen Viertel vor acht morgens bestiegen wir den Lastwagen, um zur Kaffee-Ernte in La Dalia in San Juan am Río Coco zu fahren. Kaum zehn Minuten später, als wir an El Pericón vorbeifuhren, überfielen sie uns. Uns voraus fuhr ein Lieferwagen mit bewaffneten Zivilisten, die uns bei der Kaffee-Ernte beschützen sollten, aber den Lieferwagen ließen sie durchfahren. Sie eröffneten das Feuer gegen den Lastwagen mit Maschinenpistolen, Mörsern, LAU-RPG 7 und Gewehren. Der Lastwagen fuhr noch ungefähr 300 Meter weiter, bis eine Granate die Reifen zerfetzte und er gegen einen Felsbrocken stieß, aber nicht umkippte.“

„Einige Leute waren schon tot, aber andere lebten noch und waren nur verletzt. Ich lag zwischen den Rucksäcken mit den Füßen nach oben, und

wurde deshalb am Fuß verletzt, die ersten Toten fielen über mich und verschmierten mir das Gesicht und die Kleider mit Blut. So gut ich konnte, ließ ich mich von dem Lastwagen herunterfallen und schleppte mich einige Meter weiter. Dort blieb ich liegen und stellte mich tot. Später näherten sich die Contras dem Lastwagen und schnitten den Verletzten, die noch stöhnten, die Kehle durch. Dann zündeten sie den Lastwagen an, obwohl auf ihm noch einige Zivilisten am Leben waren, auch eine Mutter mit ihrem fünfjährigen Sohn, die uns um eine Mitfahrgelegenheit gebeten hatte.“

Roger war sehr angespannt und brauchte einige Augenblicke Ruhe, um seiner Gefühle Herr zu werden. Dann sprach er weiter: „Mich hielten sie für tot, als sie mich so liegen sahen, voller Blut. Ein Contra kam zu mir, zog mir die Stiefel aus und nahm sie mit. Dann kam noch einer und nahm sich meine Sachen. Später noch andere, die mir die Taschen nach Geld durchsuchten. Aber ich hatte kein Geld bei mir und hörte, wie einer von ihnen sagte: 'Dieser Hurensohn ist völlig blank.' Sie stahlen uns alles, auch den Toten auf dem Lastwagen, sie nahmen die Rucksäcke mit, alles stahlen sie, bevor sie den Lastwagen anzündeten mitsamt den Verletzten. Ein oder zwei Meter von mir entfernt lag ein Compañero, der an beiden Beinen verletzt war und stöhnte. Sie gingen zu ihm und schnitten ihm mit einem Bajonett die Kehle durch, dann schossen sie mit Maschinengewehren auf ihn. Ich sah, wie sie einigen Verletzten, die vom Lastwagen gesprungen waren, die Kehle durchschnitten und auf sie mit Maschinengewehren schossen. Später hörte ich dann die Schreie und das Weinen der Schwerverletzten, die bei lebendigem Leib verbrannt wurden.“

„Nachdem sie den Lastwagen angezündet hatten, liefen die Contras weg. Da sah ich einen verletzten Compañero, der auf den Lastwagen steigen wollte, um einen anderen herunterzuholen, aber er schaffte es nicht mehr, denn der Lastwagen brannte schon. Es schien, als liefen die Contras aus Angst weg, denn ich hörte sie sagen: 'Beil dich, sonst schnappen sie uns!' All das dauerte weniger als eine Stunde.“

In den klaren Augen Rogers erkannte ich, daß er die Szene erneut vor sich sah. Er schwitzte. „Ich konnte mich von dort nicht wegbewegen, wegen des Schusses in den Fuß, das ganze Bein war steif, hier im Kniegelenk.“ Er zeigte mir seinen Fuß, der große Zeh war genäht, und die Narben am Bein. „Etwa zwei Stunden später kam dann das (sandinistische; d.Ü.) Heer und nahm die Verfolgung der Contras auf. Mich brachten sie zu einem Gesundheitsposten in Telpaneca und später mit einem Krankentransport nach Somoto.“

Ich fragte ihn, was er gedacht hatte, als er so viel Grausamkeit sah. Ob er Angst gehabt hatte, ob er daran gedacht hatte, sterben zu müssen. Er antwortete und weinte fast dabei: „Ich hatte keine Angst. Das, was ich fühlte, war vor allem Wut ... ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob es Haß war oder ähnliches. Ich dachte nicht daran, ob ich sterben würde oder nicht. Ich sagte mir, der Wille Gottes soll geschehen. Ich betete nicht, aber ich dachte an Gott und hatte eine tiefe Wut gegen diese Leute, die all das Unschuldigen antun. Jetzt empfinde ich einen tiefen Schmerz. Ich empfinde einen tiefen Schmerz

und eine noch festere Entschlossenheit, mein Volk und seine Revolution zu verteidigen.“

Jorge Luis Briones, 26 Jahre alt, hatte sich bereits von seinen Verletzungen erholt. Er sprach gelassen und hatte seine Gefühle unter sicherer Kontrolle. „Fünf Frauen waren mit uns unterwegs, mein Bruder und zwei andere Jugendliche, wir waren Arbeiter von Telcor. Ich war der Verantwortliche der Brigade, so nennen wir die Gruppen Freiwilliger, die bei der Kaffee-Ernte mitarbeiten. Wir hatten uns gemeinsam entschieden, in das Kaffeeanbaugelände zur Ernte zu fahren. Die meisten von uns fuhren auf dem Lastwagen und fast alle waren unbewaffnet. Fünf oder sechs von uns, die wir von Massakern wußten, die die Konterrevolutionäre gegen die Zivilbevölkerung anrichteten, und von den Entführungen, die während der Ernte vorgekommen waren, hatten sich bereit erklärt, wenn es nötig werden sollte, die Compañeros und die Frauen mit dem Gewehr zu verteidigen. Unterwegs zur Ernte auf dem Lastwagen waren alle sehr fröhlich, wir erzählten Witze und lachten. Ich fuhr vorne mit dem Fahrer mit, hinten saßen die Frauen, auch mein Bruder und die meisten anderen, fast alle unbewaffnet. Auf der Höhe des Dorfes El Pericón, als wir schon die Anhöhe mit vielen Kurven raufgefahren waren, waren wir, ohne es zu wissen, in das Gebiet gelangt, in dem die Contras sich an den Straßenrändern versteckt hielten. Wir sahen sie nicht. Erst als sie das Feuer eröffneten, wußten wir, daß wir in einen Hinterhalt geraten waren. Sie schossen mit Mörsern, Maschinengewehren Kaliber 60 und Gewehren, direkt vom Straßenrand aus. Ich sprang vom Lastwagen, mitten im Kugelregen, fiel auf die Straße und rollte mich bis zu einem Abhang. Dort stand ich auf, ich war am Bein verletzt. Aber noch hatte ich mein Gewehr und mein Gepäck. Ich dachte an die Frauen. Auf dem Lastwagen fuhr auch eine Frau mit ihrem fünfjährigen Sohn mit, die uns um eine Mitfahrgelegenheit gebeten hatte. Ich dachte an das Kind, dachte an die Frauen, an meinen Bruder, an das Blutbad, das die Contra angerichtet hatte. Und die Liebe, die ich für diese Leute, die mit mir zusammen waren, empfand ich stärker als den Schmerz in meinem Bein. Es gelang mir, zur Straße aufzukommen und ich sah eine Gruppe von Contras kommen, die sich dem Lastwagen näherten und schossen.“

„Vom Lastwagen aus schoß niemand mehr, dort waren nur noch Verletzte und Tote. Ich konnte auf die Contras schießen, und sie schossen zurück. Etwa fünfzehn Minuten lang konnte ich ihr Vorrücken aufhalten. Auf dem Lastwagen waren viele Tote, die Verletzten waren alle unbewaffnet und die Frauen weinten; vom Lastwagen her gab es keinen Widerstand mehr, er stand ungefähr 100 Meter von der Stelle entfernt, von der aus ich schoß. Bei dieser Schießerei wurde ich an der Hand verletzt und ein Streifschuß traf mich am Kopf, so daß ich fast das Bewußtsein verlor; durch diese Verletzung verlor ich viel Blut.“ Er zeigte mir die Narbe auf der linken Seite des Kopfes an der Schläfe. Dann zeigte er mir die Verletzung durch die andere Kugel am Bein.

„Als ich sah, daß es sinnlos war, ihnen so entgegenzutreten, rollte ich mich wieder etwas weiter runter. Die Gruppe der Contras versuchte, mich zu verfolgen, aber ich hatte noch das Gewehr und schoß, deshalb gaben sie es auf und wendeten sich wieder dem Lastwagen zu, um das an den unbewaffneten

Compañeros und den Frauen begonnene Massaker zu beenden. Am Bein, am Kopf und an der Hand verletzt, gelang es mir, mich im Gebüsch zu verstecken, von wo aus ich einige barbarische Abscheulichkeiten sehen konnte, die die Contra an den Verletzten beging, denen es noch relativ gut ging, einige hatten sich nur einen Fuß durch einen Schuß verletzt. Schwach wie ich war, sah ich zu, fast ohne zu denken. Ich sah, daß oben Frauen weinten, und ebenfalls ein Kind. Sie schossen Granaten gegen den Lastwagen, um mit denen, die noch am Leben waren, Schluß zu machen. Ich sah wie die Contras sich einigen Verletzten näherten, auf sie mit Bajonetten einstachen, um sie endgültig zu töten. Dann sah ich, wie sie begannen, den Lastwagen anzuzünden, nachdem sie die Rucksäcke, die Kleidung, die Schuhe, alles gestohlen hatten, auch von den Toten. Ich war unendlich wütend, aber ich konnte mich nicht mehr bewegen. Von dort aus sah ich, wie sie den Lastwagen in Brand setzten. Sie legten Feuer an den Lastwagen und es war ihnen egal, daß trotz der Handgranaten noch Verletzte übrig geblieben waren, die noch lebten und die man auf dem Wagen stöhnen hörte. Das war ihnen egal. Sie legten Feuer und rannten weg. Danach sah ich nur noch, wie die Körper meiner Kameraden Feuer fingen, denn einige befanden sich am Rand des Lastwagens. Ich sah ein Mädchen, das versuchte, vom Lastwagen zu springen, als die Contras noch da waren – es wurde ohne Mitleid von einem von ihnen durchsiebt, der fast die volle Ladung seiner FAL abschoß. Als sie die Flucht ergriffen, gingen sie nur wenige Meter an der Stelle vorbei, wo ich lag. Sie liefen. Da verlor ich das Bewußtsein und erinnere mich an nichts mehr. Als ich wieder zu Bewußtsein kam, versuchte ich zur Straße zu kommen, ich versuchte zu gehen, fiel wieder hin und verlor abermals das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam und es mir endlich gelang zur Straße zu kommen, um zu sehen, was in der Zwischenzeit passiert war, war es schon ziemlich spät und ich sah nur noch einige Soldaten vom (sandinistischen, d.Ü.) Militär. Sie hatten die Toten – alle verbrannt – herausgeholt, ebenso die wenigen Verletzten, die sich versteckt gehalten hatten. Sechs oder acht überlebten, 25 starben. Mich brachten sie zum Krankenhaus. Sie hatten mir gesagt, daß mein Bruder tot sei, aber später trafen wir uns beide verletzt im Krankenhaus wieder.“

Ich bat Jorge, mir mehr Einzelheiten von dem zu schildern, was er gesehen und gehört hatte, und er antwortete: „Während des Schußwechsels sah ich eine Gruppe von nur etwa dreißig Contras, aber als sie später an der Stelle vorbeigingen, wo ich lag, konnte ich erkennen, daß es zwischen 150 und 180 Männer waren. Während der Plünderung, als sie alles stahlen, hörte ich ihren Hohn und ihren Spott über die Compañeros und ihre Freude über die guten Sachen, die sie stahlen, Stiefel, Decken, Kleider, von den Leibern der Toten heruntergerissen. Die meisten Waffen, die sie hatten, die Mörser, da bin ich sicher, daß es nordamerikanische Mörser der Marke LAU waren. Die Maschinengewehre, die sie als Zweitwaffe benutzten, waren auch aus den USA. Da bin ich sicher, denn ich konnte sie erkennen, als sie ziemlich nahe da vorbeigingen, wo ich mich versteckt hielt. Die Leichen waren verkohlt, man konnte nicht mehr erkennen, wer sie waren, außer bei den wenigen Compañeros, die herunterspringen konnten und denen die Contras die Kehle durchgeschnitten

hatten als sie verletzt neben dem Lastwagen lagen. Diese Leichen waren nicht verbrannt.“

Und so beendete Jorge Luis Briones seinen Bericht: „Ich empfinde tiefen Zorn gegen alle, die versuchen, unsere Compañeros umzubringen, die nie irgendjemandem etwas angetan haben. Die toten Compañeros waren noch nie in einem Krieg gewesen, sie waren Zivilisten, die nur arbeiten wollten. Und ausgerechnet mit ihnen legten sich die Contras an. Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, um mit ihnen abzurechnen, damit sie nicht weiterhin Unschuldige umbringen, Kinder wie diesen fünfjährigen Jungen, der mit uns fuhr, und Frauen. Damit sie nicht weiter das Volk ermorden. Jetzt, noch viel mehr als früher, will ich mich bei der Verteidigung des Landes beteiligen, um ein für alle Mal diesen schmutzigen Krieg zu beenden, den uns der nordamerikanische Präsident mit seinem machtvollen Imperium aufgezwungen hat.“

BEI DEN FLÜCHTLINGEN IN ESTELÍ

Am Stadtrand von Estelí breitet sich ein ständig wachsendes Viertel bzw. Lager von kriegsbedingten Umsiedlern aus. Es heißt „Mai 82“; dort leben 250 Familien und ständig kommen ganze Familien oder deren Hinterbliebene dazu, die ihre Dörfer, ihre Häuser und ihr Land verlassen mußten, vor dem Terror der Contra oder der Guardia (so nennen sie ohne weitere Unterscheidung die Konterrevolutionäre FDN). Das Viertel entstand mit den Obdachlosen der Überschwemmungskatastrophe im Mai 1982 – daher sein Name. Aber noch im gleichen Jahr, 1982, begannen sich auch solche Familien anzusiedeln, die dem Terror von Entführungen, Diebstählen, Zerstörungen und Brandstiftungen der Contra ausgesetzt waren. Seit 1984 kommen vor allem Mitglieder von landwirtschaftlichen Kooperativen hinzu, die von der Contra zerstört und niedergebrannt worden sind.

Diese Siedlungen sind lebendige Archive der tragischen Schicksale von Leid und Verarmung tausender nicaraguanischer Campesino-Familien durch die Contra. Alle, die wissen wollen, welche „Befreiung“ dieser schmutzige Krieg für Nicaragua bedeutet, sollten seine Opfer einmal besuchen.

Dort, wo die Bewohner in Gemeinschaftsarbeit begonnen hatten, Abwasserkanäle zu bauen, hörte ich eines abends sechs Berichte, teils längere, teils kürzere, zum Beispiel von dem Verbrechen, das die Contra an den Campesinos der Kooperative von Santo Domingo und ihren 86 Familien begangen hatte. Es war eine völlig unbewaffnete Kooperative gewesen. Nachdem sie die Verarbeitungsanlagen und das Lager mit den Erntevorräten an Kaffee, Mais und Bohnen in Brand gesetzt hatten, suchten sie nach den Arbeitern und ermordeten sie; sie erschossen sie, schnitten ihnen die Kehle durch, folterten sie und machten sich ein Vergnügen daraus, sie vor sich hin- und herzutreiben und abzuschießen wie beim Scheibenschießen, oder „so wie sie es mit Lucío Sánchez machten, dem verbrannten sie die Zunge mit brennenden Zigarren und brachten ihn dann mit sechs Schüssen um.“

„Wir haben Furchtbares durchgemacht“, sagte mir eine Witwe, die aus Angst vor der Contra weder ihren Namen noch ihren Herkunftsort nennen wollte. „Meine Tochter war Lehrerin in der Alphabetisierungskampagne. Einige meiner Verwandten wurden umgebracht, andere entführt. Wir wußten, daß wir auf ihren Abschußlisten standen. So entschlossen wir uns, hierher umzuziehen. Für mich war das sehr hart, ich war traurig. Aber mittlerweile habe ich schon Freunde in der Kirchengemeinde gefunden.“

Don Filemón Hernández: „Wir besaßen in Santo Domingo de Telepaneca einen kleinen Kaffeeanbau. 1981, eines Nachts als ich nach Hause kam, fand ich einen Drohbrief von der Contra vor, der mit einem Messer an mein Bett gerammt war.“

Angela Blandón, die Witwe von Don Palacios: „Meinen Neffen haben sie gedroht, sie umzubringen, wenn sie nicht weggingen. Sie entführten auch Sebastián Gonzáles Blandón, danach entführten sie auch Inés Gonzáles Blandón. Es ist eine Barbarei, eine Ungerechtigkeit gegen das Volk.“

Bernarda Rodríguez Gutiérrez, die Witwe von Santiago Lagos: „Wir wohnten kurz hinter Wiwilí und arbeiteten in Kollektiven. Dreimal haben sie uns angegriffen und dreimal griffen sie auch Las Minas an. Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht, alles haben wir verloren.“

Adilia Rugama, die Frau von Julio César Valenzuela, sagte mir: „Der Arme muß immer dort leben, wo er Arbeit findet.“ Sie erzählte mir ihr Schicksal als Vertriebene mit folgenden Worten: „Wir kommen von Darailí, sechzehn Kilometer von Condega entfernt im Regierungsbezirk Estelí, bei der Straße, die nach Yalí führt. In Darailí gab es eine Hacienda mit Viehwirtschaft und Kaffeeanbau. Mein Mann war der Verantwortliche für die Viehwirtschaft. Am 9. Juli 1983 kam der Comandante (und Innenminister, d.Ü.) Tomás Borge, um die Besitzurkunden für das Land an die Campesinos der Kooperative auszuhandigen. Am 12. wurden wir gewarnt, daß sich Contras in der Nähe befänden und kommen könnten, um alles niederzubrennen. Bis zum 20. waren wir besonders wachsam, aber dann gingen alle wieder beruhigt zur Arbeit, denn die Gegend war durchkämmt worden (vom sandinistischen Militär, d.Ü.) und es schien, daß keine Contras mehr da waren. Am 21. ruft mein Mann seine Arbeiter zusammen und geht aufs Feld. Um acht Uhr morgens hörten wir die ersten Schüsse, aber weil in der Gegend immer geschossen wurde, glaubten wir, daß es die Compas vom sandinistischen Heer gewesen waren. Ein zwölfjähriges Mädchen, das bei mir die Ferien verbrachte, sagte aber zu mir: 'Mama, hör mal, das sind nicht die Compas.' Danach ging es los mit Mörsern von allen Seiten, eine fürchterliche Schießerei, und diese Schreie der Contras: 'Hunde, kommt raus! Wir kommen um euch zu verbrennen.' Wir wohnten in einem kleinen Haus, etwas abseits von der Hacienda und sahen, daß die Arbeiter zurückgerannt kamen, denn keiner von ihnen hatte Waffen dabei, sie waren ja zum Arbeiten gegangen. Sie riefen zu uns: 'Geht rein, geht rein, die Contras kommen!' Ich holte alle Kinder rein und versteckte sie unter dem Bett. Hinter dem Haus hatten sie einen Mörser postiert, diese Mörser waren schrecklich. Kurz darauf sahen wir, daß die Hacienda brannte. Ich sagte: 'Kinder jetzt werden sie uns alle umbringen.' Ich stellte mir vor, daß sie

meinen Mann schon ergriffen oder umgebracht hatten. Die Hacienda brannten sie bis auf die Grundmauern nieder, mitsamt den Lastwagen, Traktoren, alles. Das einzige was übrig blieb, war ein Lager mit Kaffee, das nicht Feuer gefangen hatte und die Küche. Ich glaube nach dem Überfall wollten sie in der Küche essen.“

„Ich hatte mir eingeprägt, daß mein Mann mir einmal gesagt hatte, daß, wenn die Contra in seiner Abwesenheit käme, ich nach der einen Seite hin weglaufen sollte, bis ich nach einem halben Kilometer auf die Landstraße stoßen würde. Deshalb sagte ich zu den Kindern: 'Los, gehen wir!' Ich nahm sie mit und wir liefen weg. Als wir aus dem Haus traten, sah ich, daß etwa 25 Contras alle Campesinos, die auf der Hacienda arbeiteten, gefangen mit sich führten. Ich hatte nur das bißchen Geld von der Miete bei mir, das mir für mein kleines Haus in Estelí ungefähr fünf Tage vorher gezahlt worden war. Diese 7000 Pesos waren in meinem Rucksack. Das war das einzige, was wir mitnahmen. Aber eines meiner Kinder erschrak, als es die Contras in der Entfernung sah. 'Mama, ich hab Angst', ruft es, rennt zurück und wirft den Rucksack weg. Der Rucksack rollte einen Abhang herunter und alles fiel raus. Das ganze Geld war weg. Wir versteckten uns unter Pinien, damit die Contras uns nicht fänden. Später gingen wir weiter bis zu einem Haus, wo man uns Unterschlupf für die Nacht gewährte. Ich war überzeugt, daß sie meinen Mann umgebracht oder zumindest gefangengenommen hatten. Diesen Gedanken hing ich in der Nacht gerade nach, als ein Junge zum Haus kommt und mir sagt: 'Doña Adilia, seien sie nicht traurig, Don Julio ist nichts passiert, er ist da und da, er konnte fliehen.' Etwa um fünf Uhr nachmittags kam er dann. Als wir zu unserem Haus zurückkamen, war nichts mehr da. Sie hatten alles gestohlen, die Kleider und alles. Wir hatten eine Milchkuh, auch die haben sie gestohlen. Sie hatten uns nichts zurückgelassen. Zwei Monate später sind wir nach Estelí umgesiedelt.“

„Mein Mann hat mir erzählt, daß die Contras 67 Campesinos verschleppt hatten. Es waren 365 Contras, man wußte das genau, denn sie zählen immer ab. Als das sandinistische Heer sie verfolgte, lösten sie sich auf und die Campesinos von der Hacienda konnten fliehen, nur zehn von ihnen konnten sie verschleppen, und auch die konnten nach ein paar Tagen entkommen. Danach bauten wir die Hacienda wieder auf und bearbeiteten sie in Kooperativen. Aber im vergangenen Jahr im Mai kamen die Contras wieder, ermordeten einige Campesinos und verschleppten die anderen, niemand weiß, ob sie sie auch umgebracht haben, oder ob sie sie in Honduras gefangenhalten. Allerdings wurden verschiedene Leichen gefunden. Die Contras brannten auch die Kooperativen San Jerónimo und Los Alpes ab. Dort zerstörten sie alles. Deshalb wollte mein Mann nicht mehr dorthin zurück und suchte sich hier Arbeit im Kollektiv der Schuhmacher. So ist das, wir Armen müssen immer dort sein, wo es Arbeit gibt. Wenn sie wüßten, wie schwierig es ist, keine Arbeit zu haben mit so vielen Kindern ...“

„GLAUBT REAGAN DENN, GOTT SIEHT DAS ALLES NICHT?“

„Ich heiße Audilia Herrera, verwitwete Ochoa und bin 53 Jahre alt. Ich praktiziere meinen christlichen Glauben in den Asambleas de Dios.“ (Versammlungen Gottes, freikirchliche Gemeinschaft; d.Ü.) Audilia ist eine mutige und ausdrucksstarke Frau. Sie trug ein enges grünes Kleid und hatte ihr Haar nach hinten zu einem Knoten zusammengebunden. Sie sagte mit rauher Stimme: „Meine Tochter Adalu Ochoa, 20 Jahre alt, und meine Nichte Ana Julia Ochoa waren Lehrerinnen, beide wurden von den Contras vergewaltigt.“ Und dann erzählte sie mir die lange Geschichte voll von Leiden und aufschlußreichen Einzelheiten.

„Ich lebte in dem kleinen Dorf Los Terreros, 18 Kilometer von Yalí entfernt. Dort lebten wir sprichwörtlich mit einem Auge nach vorne und dem anderen nach hinten, ohne ruhig arbeiten und schlafen zu können. Eines Tages kam die Contra und holte uns aus den Häusern raus: 'Raus da, stellt euch in einer Reihe auf, wir werden euch durchlöchern und dann das Haus niederbrennen!' Ich war krank. Ich liege im Bett, stehe auf, als ich draußen den Lärm höre. Sie hatten vor Wut eine Kuh, die angebunden war, erschossen, als sie auf einen Jungen zielten, der ihnen aber weglaufen konnte. Ich bete und sage zum Herrn: 'Herr, Du bist es, der durch mich sprechen muß, gib mir Autorität, daß ich zu diesen Leuten sprechen kann, denn dafür, was sie hier anrichten wollen, fehlen mir die Worte.' Als ich aufstehe und rausgehe, haben sie schon alle gezwungen, sich in einer Reihe aufzustellen und waren im Begriff, sie niederzuschießen. 'Kommen sie raus, Frau', sagte mir der Anführer, 'raus da, denn dieses Haus wird niedergebrannt.' 'Aber wozu willst du mir das Haus abbrennen, wo ich dich weder kenne noch dir irgendwas getan habe? Ich verstehe nicht, warum du so ohne Erbarmen zu mir sein kannst, wenn ich dich gar nicht kenne.' 'Raus da jetzt', sagte er, 'denn wir arbeiten über Funk und der Chef hat mir das gerade befohlen.' Mit einem Sprechfunkgerät sprach er mit der Truppe. Da sag ich ihm: 'Schau, ich werde nicht rausgehen!' 'Raus da', antwortete er mir und schoß eine Salve in die Luft. Aber schließlich mußte er mich stehen lassen und weggehen, weil mich mich nicht fortbewegte. Inzwischen waren die anderen schon alle weggerannt, sie hatten mich allein gelassen. Nebenan, in einem der Nachbarhäuser nehmen sie einen mit, nur weil er ein paar Militärstiefel trug, der Arme. Er war ein bißchen deppert im Kopf, aber nur manchmal. An Ort und Stelle brachten sie ihn um, sie schnitten ihm die Kehle durch. Das war die erste schreckliche Tat, die ich mitansah. Danach war das Tal in Angst und Schrecken versetzt. Sie hatten uns befohlen, wegzugehen. Wer würde wohl weggehen? So ein Terror, so ein Schrecken, wenn diese Leute kamen.“

„Acht Tage später kamen sie zurück und nahmen meinen Mann mit. Er war immer sehr auf der Hut, aber wer hätte das gedacht, daß an diesem Tag, nur acht Tage später, eine große Truppe zu einem Überfall zurückkommen würde. Mein Mann hatte mich um sein Mittagessen gebeten und hörte die Nachrichten im Radio, als ein Mann mit einer FAL eintrat. Er nahm ihn gar nicht wahr, sondern ging einfach durch ins andere Zimmer und begann,

Papiere in die Hand zu nehmen, anzuschauen und zu zerreißen. Dieses Zimmer diente als Zentrum für Erwachsenenbildung. Meine Tochter und meine Nichte unterrichteten dort. Er steckte Papier, Bücher und Hefte in Brand, was er nur finden konnte. Und wir standen da – starr vor Schrecken. Als er wieder zurückkam, alles Papier verbrannt und drinnen ein Sodom und Gomorra angerichtet hatte, sagte er zu meinem Mann: 'Wie heißt du?' 'Soundso.' 'Wir suchen dich schon seit 15 Tagen, du Hund.' Dann bauten sie im Hof ein riesiges Sprechfunkgerät auf und begannen, mit jemanden, weiß Gott wo, zu reden. 'Oh, Herr', bete ich, 'wir brauchen hier deine Hilfe, mein Gott, denn wir werden hier wie Unschuldige sterben, hilf, daß wir dich nicht leugnen im Augenblick einer so harten Prüfung.' Ich sah mich schon tot. Sie hatten sich meinen Mann vorgenommen, sie reden auf ihn ein und er sagt nichts. 'Warum redest du nicht? Mit den Piricuacos* redest du doch auch und hilfst ihnen.' Ich näherte mich ihnen und sage zu einem: 'Weißt du warum? Er antwortet dir nicht, denn ihr haltet ihn hier gefangen, mehr tot als lebendig; vor euch haben alle Angst. Eure Taten sind nicht wie die von Menschen sondern wie die von Tieren und nicht einmal wie die von Tieren, denn selbst die Tiere lieben sich, und für das, was ihr hier anrichtet, fehlen die Worte. Schau nur, wie ihr ihn hier festhaltet!' Da antwortet er mir: 'Und was macht ihr hier? Wie lebt ihr hier?' 'Wir leben von unserer Arbeit, schau das Maisfeld an, das wir haben, wir arbeiten hier.' 'Und warum habt ihr dann Angst?' 'Wir haben Angst, weil ihr die Jungen mitnehmt, die Alten, die Kinder. Und das Schlimmste an euch ist, daß ihr die Leute mitnehmt, nach bloßen Gerüchten, die es hier im Tal gibt. Ihr verteidigt gar keine Politik, sondern nur persönliche Angelegenheiten, die manche hier mit ihren Nachbarn haben. Irgendein Nachbar geht zu euch und sagt: der Soundso liegt mir nicht, der hat es auf mich abgesehen; sie brauchen euch das nur mal eben zustecken, und schon macht ihr Einsatz. Ihr bringt die Leute willkürlich um, ihr kämpft für keine saubere Politik.' Sie redeten eine ganze Weile, dann wollten sie meinen Mann mitnehmen. Ich sagte zu ihnen: 'Wenn ihr ihn mitnehmt, dann nehmt mich auch mit. Wenn er eine Rechnung bezahlen muß, mit der er nichts zu tun hat, dann zahlen wir sie beide, denn wir sind ein einzig Fleisch.' Ich machte mich fertig, nahm die Kinder an die Hand und sagte: 'Gehen wir, Kinder, gehen wir mit dieser Truppe.' Aber damit hatte ich keinen Erfolg, sie nahmen meinen Mann mit und ließen mich zurück."

„Am nächsten Tag war mein Mann wieder zuhause. 'Arbeitet und mischt euch in nichts ein', hatten sie ihm gesagt. Dann dachte ich, jetzt haben sie uns überprüft, jetzt können wir in Ruhe leben. Aber eines Nachts, am 5. Mai 1984, fast schon Mitternacht, klopfte jemand an der Tür. Sie waren es. Sie hatten eine Liste mit Namen. Alle Leute aus dem Tal waren schon erfaßt, jetzt wollten sie noch mich und meine Tochter mitnehmen. Ich stellte mich ihnen entgegen. Wir stritten und sie nahmen meine Tochter mit. Sie vergewaltigten sie. Es sah so aus, als ob die ganze Truppe über sie hergehen wollte, und

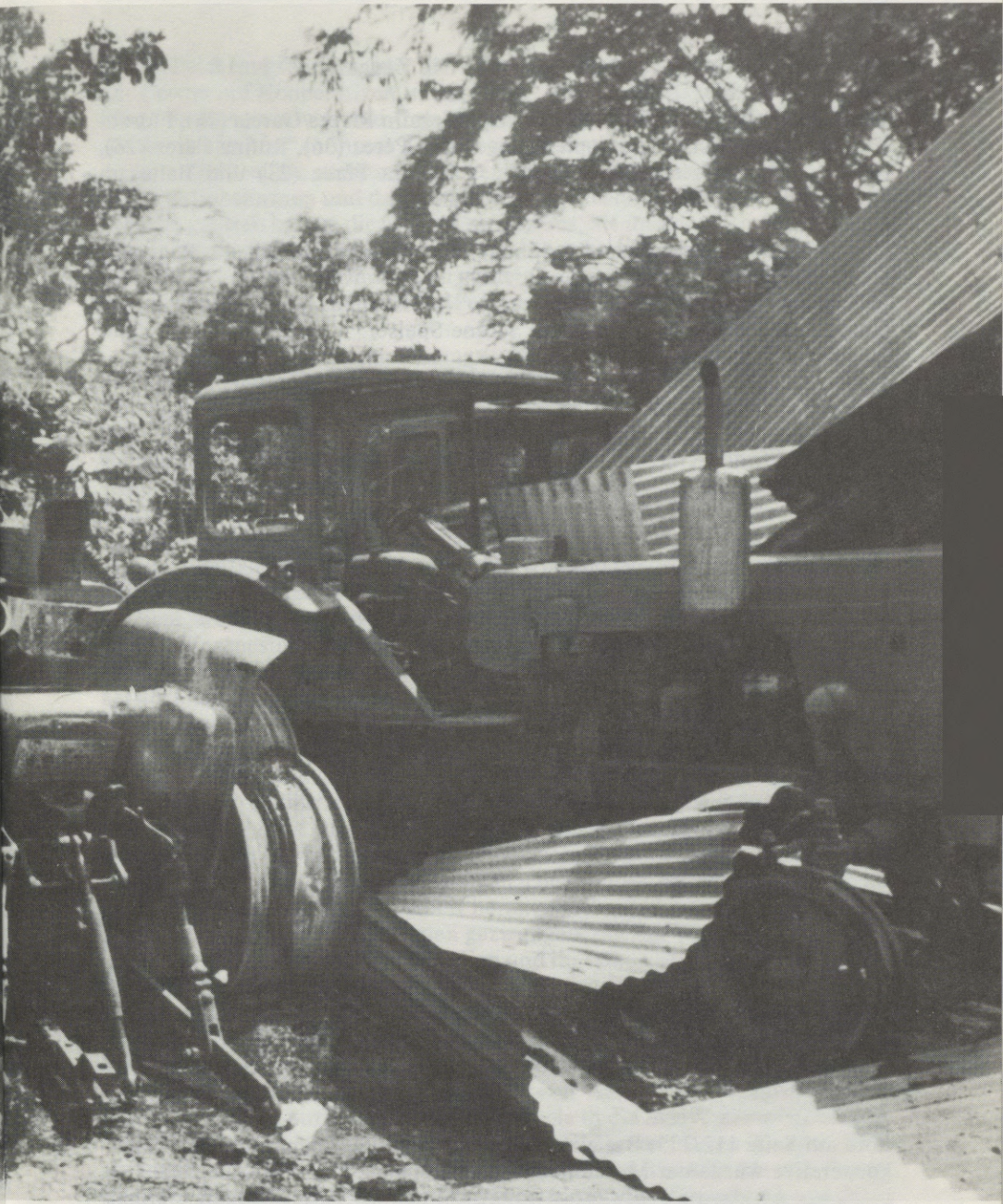
* wörtlich: tollwütige Hunde; Ausdruck, mit dem die Contras die Soldaten der sandinistischen Armee bezeichnen; d.Ü.

danach wollten sie sie umbringen, so hatten sie es mit meiner vierzehnjährigen Nichte gemacht, erst vergewaltigten sie mehrere, dann töteten sie sie. Aber mit meiner Tochter hatten sie nicht genug Zeit, denn es kam zu einem Angriff. Dieser Angriff überraschte sie und schon nach den ersten Mörerschüssen gab Zacharias, der Anführer, den Befehl: 'Rette sich wer kann!' Meine Tochter floh. Nach acht Tagen kam sie nach Hause zurück. Sie hatte in einer Höhle gelebt, tagelang ohne Essen und war krank. Ich brachte sie nach Yalí, aber so, daß sie sie nicht erkennen würden, denn sie waren noch in der Gegend."

„Im Tal gibt es eine Kooperative, wo sie ein schreckliches Blutbad anrichteten. Sie brachten elfjährige Kinder um. Ich habe diese Grausamkeiten gesehen. Sie brachten sie um und ließen sie so zugerichtet liegen, daß einem bei ihrem Anblick übel wurde. Und zu allem Überfluß tragen sie religiöse Symbole und die Bibel mit sich. Sie sagen, daß sie beten, bevor sie ihre Ungeheuerlichkeiten anrichten, und daß Jesus allein ihnen sagen wird, wann sie gewinnen werden. 'Es ist der Teufel', habe ich ihnen gesagt, 'er wird es euch sagen. Euer Krieg hat keine Zukunft. Ihr Männer fangt an zu arbeiten und laßt den Unsinn sein."

„Deshalb, wenn ich sehe, daß Reagan diese Leute unterstützt und finanziert, ich weiß ja nicht, was der Wahlspruch des Herrn Reagan ist, vielleicht, uns alle umzubringen, uns, Menschen, die ihm nichts getan haben, Menschen, die Mühe haben, sich das Nötige zum Essen zu beschaffen, ein kleines Volk, das keine Macht hat; wenn wir unseren Mais und unsere Bohnen haben, wollen wir nichts weiter als in Frieden leben. Jetzt fangen wir an, langsam auf einen grünen Zweig zu kommen. Ich verstehe nicht, was für ein schwarzes Gewissen dieser Mann hat. Denkt er vielleicht nicht daran, daß es einen Gott gibt, der will, daß auch wir leben? Er hat darüber nicht nachgedacht! Ich bete zu Gott, daß er das Herz dieses Mannes erreicht, denn die Grausamkeiten, die dieser Mann vorantreibt ... Glaubt er denn, daß er nie sterben muß? So viele Witwen und Waisen, die Reagan in diesem Land zurückgelassen hat, mein Gott, glaubt er denn, Gott sieht das alles nicht?"

ZERSTÖRUNGEN VON BAUERNKOOPERATIVEN



Die Opfer

Die Kooperative „Santiago Araúz“ in El Lagartillo; sechs Todesopfer, darunter Angel Pérez und seine Tochter Zunilda, 20 (9.1.85†)

Die Zeugenaussagen wurden in Achuapa (Regierungsbezirk León, Regon II) aufgenommen.

Übersetzung aus dem Spanischen: Sabine Speiser

Die Zeugen

Fermín Rivera García (26), Florentina Pérez (36), Rufina Pérez (26), Genara Pérez (23) und Baltasara Pérez

Foto auf Seite 112/113: Bei einem Bombenangriff auf eine Landwirtschaftskooperative wurde der Maschinenpark zerstört.

Einige Erfahrungsberichte, die ich in Estelí gehört hatte, beschrieben Angriffe der Contra auf Kooperativen in der Land- und Viehwirtschaft. Die Vernichtung von Kooperativen und Campesinos ist eines der bevorzugten Ziele der „Freiheitskämpfer“ in ihrem Krieg gegen Nicaragua, auch im Jahr 1984. Mit diesem Ziel treffen, verletzen und zerstören die Contras Hab und Gut, die Organisationsformen und das Leben derer in Nicaragua, die schon immer am meisten gelitten haben, die armen Campesinos, die immer verstreut und ohne Schutz gelebt haben und jetzt beginnen, über Land, eigene Formen sozialer und wirtschaftlicher Ordnung und gemeinsamer Stärke zu verfügen, um sich zu befreien, sich ganzheitlich als Personen mit Menschenwürde zu entwickeln.

Unter Somoza gab es in Nicaragua höchstens 20 Kooperativen, die aus Privatinitiativen entstanden sind. In den fünf Jahren der Revolution sind in Nicaragua fast 1000 Produktionskooperativen und etwa 2000 Kredit- und Dienstleistungskooperativen entstanden. Das bedeutet, daß Tausende von Campesino-Familien, die vorher ohne Zukunftsperspektive, ohne Land, ohne Hilfe, ohne Berufsverbände, voneinander isoliert, ohne die Unterstützung bestimmter Dienstleistungen und ohne die Möglichkeit gemeinschaftlichen Lebens und Arbeitens jetzt begonnen haben, ihr Land zu besitzen, sich gegenseitig zu helfen und Hilfsleistungen für Wohnungsbau, Erziehung, Gesundheitswesen und Produktion miteinander zu teilen.

Diese Kooperativen wurden bevorzugte Ziele der Contras, die bisher sechzig Campesino-Kooperativen in den Regierungsbezirken von Jinotega, Matagalpa, Estelí, Nueva Segovia, Madriz und Zelaya ganz oder teilweise zerstört haben.

Die Contraangriffe auf Kooperativen sind militärisch bedeutsame Einsätze und werden von Spezialeinheiten mit 100 bis 300 Mann und mit ausreichend schwerer Bewaffnung, Mörsern, Maschinengewehren, Granatwerfern und Gewehren ausgeführt. Diese militärischen Operationen gegen zivile Ziele der Campesinos haben die Mitglieder der Kooperativen gezwungen, sich zu bewaffnen und in Milizgruppen zu organisieren, um ihr Leben und das ihrer Familien zu schützen und zu verteidigen. Die Campesinos würden ihre Hände gerne ausschließlich für die Arbeit benützen, sie sind Arbeiter und friedliebende Menschen. Aber sie werden gezwungen, mit der Waffe in der Hand zu arbeiten, um ihre Arbeit, ihre Familien und ihr Leben gegen die militärischen Angriffe der Contra zu verteidigen.

Die Contra hat die Campesinos zum Ziel ihrer Angriffe ausgesucht, um ihren Kooperativen und ihrem Fortschritt ein Ende zu setzen. Das Ergebnis ist die Zerstörung der Demokratie, die diese Campesinos in ihren Kooperativen aufbauen, um sie in die Vergangenheit von Armut, Desorganisation und fehlender Einheit zurückzuzwingen, damit sie in die Sklaverei zurückkehren.

Um dies zu begreifen, braucht man nur die zerstörten Kooperativen aufzusuchen und den Campesinos zuzuhören, die die Angriffe der Contra überlebt haben, den Tod ihrer Verwandten und die Vertreibung aus ihren

Kooperativen durchgemacht haben. Es reicht, ihr Entsetzen, ihr Leiden, aber auch ihren Zorn und ihre feste Entschlossenheit zu erleben, zurückzukehren und die Kooperative neu zu organisieren und aufbauen zu wollen, mit verdoppelter Verteidigungsanstrengung und dem unerschütterlichen Willen des Nicaraguaners, eher zu sterben als eine Kooperative aufzugeben. Die Kooperative bedeutet für sie ihr Leben.

Das alles fand ich bestätigt, als ich die Campesinos der Kooperative Santiago Araúz von El Lagartillo in Achuapa besuchte, die einen Angriff der Contra mitgemacht hatten, bevor ich zu ihnen fuhr, um ihre Berichte über das Blutbad an der Zivilbevölkerung dieser von Bergbauern bewohnten Berglandschaft aufzunehmen.

Mir schien diese Kooperative, die erst vor kurzem diesen Angriff von Mörsern und Gewehren mit hohen Opfern an Menschenleben und Zerstörungen durch Brände überstanden hatte, ein Beweis und ein Symbol für die Strategie der Kriegsführung der Contra zu sein. Ich trat die Reise in Somotillo an und fuhr um El Sauce herum.

Achuapa gehört zum Regierungsbezirk von León, das vom Contrakrieg nicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Aber Achuapa liegt im äußersten Norden dieses Bezirks, am Fuße der unwegsamen Berge, die wie mit hohen Mauern León vom Regierungsbezirk Estelí trennen. El Lagartillo hängt wie ein Vogelnest am Rücken dieser Berge. Bis dorthin war die Contra vorgestoßen. Während der langen Reise kam ich an den alten Silberminen vorbei, durchquerte die trockenen Ebenen, erschöpft von der brennenden Sonne und dem heißen Februarwind, bis auf die bergige Anhöhe, die den Blick freigibt auf das fruchtbare Tal von Achuapa. Pater Angel Arnaiz, der am 10. Januar in Achuapa sechs von der Contra umgebrachte Campesinos – fünf Männer und eine zwanzigjährige Frau – beerdigt hatte, begleitete mich. Außerdem fuhr noch der noramerikanische Pater „Vincente“ mit, der die Begegnung mit den überlebenden Campesinos von El Lagartillo und ihre Berichte nicht verpassen wollte, „um die Wahrheit in den USA berichten zu können.“

„DIE CONTRA ZERSTÖRT, WAS WIR AUFBAUEN“

In Achuapa begegnete ich dem Schmerz und den Sorgen in den Gesichtern der Frauen, die vor den Angriffen der Contras evakuiert und im Schutzraum unter dem Pfarrhaus und in anderen Häusern des Dorfes als Flüchtlinge aufgenommen worden waren. „Wir leben in völliger Unsicherheit, nur die Männer sind zurückgekehrt, um das Land der Kooperative zu bestellen“, sagten sie, „wir Frauen und Kinder haben zuviel Angst, wieder hinauszugehen, denn die Guardia kann zurückkommen. Uns von Lagartillo haben sie Drohbriefe hinterlassen, denn wir haben ihren Angriff abgewehrt und sie konnten nicht, wie sie es wollten, alles zerstören. Jetzt drohen sie, daß sie wiederkommen, um uns umzubringen.“

Fermin Rivera García, 26 Jahre alt, der nach Achuapa gekommen war, um seine Frau und seine vier Enkel zu besuchen, berichtete folgendes: „Bevor wir uns der Kooperative anschlossen, lebte jeder für sich in seiner kleinen Hütte und versuchte, das wenige, das der Boden hergab, anzubauen. Manchmal pachteten wir Land, um etwas Mais und Bohnen zu haben, um unsere Kinder durchzubringen, und manchmal arbeiteten wir als Tagelöhner, um zu überleben. Nach dem Sieg unserer Revolution beschlossen wir alle, die wir kein Land besaßen, uns in Kooperativen zu organisieren, denn wir sahen, daß das die einzige Möglichkeit war, um aus dem Elend herauszukommen, aus der Unwissenheit und aus all den Problemen, die uns als arme Campesinos niederdrückten. Unsere Revolution begann, uns Campesinos Land zu geben und im Jahr 1982 gründeten wir dann in El Lagartillo die Kooperative „Santiago Araúz“ und fingen an zu arbeiten. Dort leben 27 Familien, aber nur 22 von ihnen arbeiten in Kooperativen. In den Kooperativen bauen wir z.B. Mais und Bohnen an und haben auch Vieh. Auch eine Schule hat die Kooperative aufgebaut. Jetzt schicken nicht nur die Familien der Kooperative, sondern auch andere Familien und Nachbarn ihre Kinder dort in die Schule, alle waren an der Arbeit beteiligt. Danach hatten wir ein Wohnungsbauprojekt und hatten schon angefangen zu bauen, ein Haus dieses Projekts stand schon.“

„Wir hatten viel Hoffnung in unsere Arbeit in der Kooperative gesetzt, um für alle ein besseres Leben zu haben. Gut, wir wußten, daß unsere Feinde in der Contra waren; die Contra ist dasselbe wie die Guardia. Wir wußten, daß sie ganz plötzlich auftauchen konnten, um uns umzubringen. Denn die Guardia hat schon immer das Gute, was das Volk für sich erreichen will, zerstört, und die Contra tut genau dasselbe. Die somozistische Tyrannei hat nie zugelassen, daß die Campesinos es zu etwas bringen konnten. Sie zerstören alles, was wir aufbauen. Uns bringen die Leute um, auch Kinder, die jungen Leute, alle.“

„An dem Tag, an dem alles passierte, gingen zwei Compañeros nach Achuapa, wir anderen blieben oben. Zwölf oder dreizehn blieben zurück, auch eine junge Frau von zwanzig Jahren und zwei fünfzehnjährige Jungen. Bei uns lag kein Militär. Wir waren alle Zivilisten und wir waren nur bewaffnet, weil wir mit einem Angriff rechnen mußten. Um acht Uhr war ich

gerade dabei, Futter für das Vieh zu schneiden, ein anderer arbeitete an einem Zaun und alle waren mit etwas anderem beschäftigt, zwei waren nach Achuapa gegangen. So um neun Uhr kam ein Mann aus San Nicolás, um uns zu warnen, daß die Contra zur Kooperative unterwegs war; ihn hatten sie verprügelt, nur weil er sich um die Belange des Dorfes kümmerte. Er war ein guter Freund, denn er versuchte, uns zu warnen und ein großes Blutbad in der Kooperative zu verhindern, wo mehr als 50 Kinder und dreizehn Frauen wohnten. Nachdem ich schon fast zwei Stunden Viehfutter gemacht hatte, kam also dieser Mann so schnell er konnte und warnte uns vor der Contra, die im Anmarsch war. Wir sammelten alle Frauen und Kinder an einer Stelle. Und alle, obwohl wir nur wenige waren, überlegten, wie wir uns verteidigen könnten, denn jetzt würde es ein Massaker geben; wir wußten, daß es der Guardia schon immer gefallen hatte, in den Kooperativen ein Blutbad anzurichten. Sie wollten nicht, daß wir uns organisieren und zusammenarbeiten. Sie wollten nicht, daß wir weiterkommen, sie wollten keine Schulen und kein Wohlergehen für die Campesino-Familien, am wenigsten für eine Kooperative.“

„Die Guardia kam von Süden und umstellte uns in Form eines 'C': Wir waren in der Mitte eingeschlossen. Niemand hatte den Befehl bei uns, jeder suchte seine Position, um uns alle zu verteidigen. Ich sollte bei den Familien bleiben und unter dem Kugelhagel einen Teil der Frauen und Kinder wegbringen. Wir führten sie in eine Richtung, wo wir eine gewisse Sicherheit vor den Kugeln vermuteten, über einen Graben weiter oben, einen Abwassergraben, über den schleusten wir die Familien. Und die anderen kämpften gegen die Contra, dreizehn Compañeros auf unserer Seite gegen 250 Guardias.“

„Der Angriff dauerte ungefähr zwei Stunden. Sie schossen auf uns mit Mörsern und jeglicher Art von Waffen. Ihr Plan war, uns zu überraschen, die Kooperative zu überwältigen, Kinder, Frauen und Männer, uns alle gefangenzunehmen; die, die Widerstand leisten, umzubringen und die anderen mitzunehmen, alles niederzubrennen und alles zu zerstören. Aber weil der Mann uns gewarnt hatte, konnten wir uns verteidigen, und es gelang ihnen nur, die Schule in Brand zu setzen. Die Schule zerstörten sie völlig und verbrannten alle Möbel und Sachen der Familie, die dort wohnte, ebenso wie ein kleines Lager mit Getreidevorräten, das wir dort hatten. Sie brachten sechs Compañeros um, fünf Männer und eine Frau, Zunilda Pérez, ihren Vater brachten sie auch um. Aber unser Widerstand hatte sie eingeschüchtert. Es gelang ihnen nicht, durchzukommen und die Häuser zu besetzen, denn die Compañeros verteidigten sie, so flohen sie schließlich dahin, woher sie gekommen waren.“

„Nachdem sie den Rückzug angetreten hatten, trugen wir unsere Toten zusammen und brachten sie nach Achuapa, um sie dort zu beerdigen. Immer blieben zwei oder drei Compañeros als Wache in der Kooperative. Nie ließen wir sie allein, damit keiner kommen und alles zerschlagen kann, was wir dort hatten. Später sind wir weiterhin in der Kooperative geblieben, um zu arbeiten, die Frauen wechseln sich ab, alle zwei Tage kommen zwei oder drei, um uns das Essen zu bringen. Die Frauen haben wegen des Terrors der

Guardia sehr viel Angst. Sie haben Angst und trauen sich nicht, zurückzukehren. Aber wahrscheinlich ist, daß wir noch einmal mutig sein und Widerstand leisten müssen. Denn wir müssen weitermachen, weil unsere Sache ein gerechter Kampf ist. Wir werden nicht weglaufen, wir sind fest entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten. Wir werden unsere Kooperative nicht einmal für einen Moment im Stich lassen.“

Florentina Pérez, die Frau, die ihren Mann, Angel Pérez und ihre zwanzigjährige Tochter Zunilda verloren hat, ist 36 Jahre alt. Sie hat noch vier Kinder. Sie hat feine Glieder und strahlt einen starken Willen aus. Bekleidet war sie mit einer Arbeitshose und einer blaukarierten Bluse, alles schön und sauber gebügelt. Ihr Gesicht ist dunkel und ruhig. Das Haar trug sie nach hinten zu einem langen, festen Zopf geflochten. Sie sprach mit großer Beherrschung.

„Ich dachte, daß keiner von uns überleben würde. Denn als man uns warnte: 'Die Contras kommen', waren sie schon beinahe an der Schule. Wir dachten, wir könnten uns in einen Unterstand flüchten, aber dann sahen wir, daß der für alle Frauen und Kinder zu klein war und wir beschlossen, wegzulaufen. Ich wollte mit den ersten und mit meinen drei Kindern weg, denn die Große, Zunilda, sofort als sie gehört hatte, daß die Contra kommt, war sie losgelaufen, ergriff eine AKA, und als ich zu ihr hinsah, hatte sie schon die AKA und die Patronentasche. Ich sagte nur noch: 'Tochter, willst du in dieser Bluse gehen?', einer weißen Bluse, und ich rannte, um ihr eine braune zu suchen. Sie zog sie an und lief raus. Als ich wieder aus dem Haus trat, sah ich, daß sie in die Richtung rannte, in der ich die Contras vermutete. Ich rief ihr noch nach, sie solle da nicht weitergehen. Sie kommt ein Stück zurück, aber dann verliere ich sie aus den Augen und sehe nicht mehr, wohin sie geht. Ich bleibe bei den drei Kindern und beim Rausgehen traf ich meinen Mann und fragte ihn: 'Wohin sollen wir fliehen?' 'Folgt Valentín, der bringt euch hier raus.' Aber ich sah, daß Valentín einen Fluchtweg in der Richtung suchte, aus der, wie ich glaubte, die Contras kamen. Deshalb bin ich ihm nicht gefolgt. Wir waren kaum losgelaufen, als die ersten Schüsse fielen. Ich sprang mit den drei Kindern in einen Graben. Als ich sah, daß sie als erstes einen Mörser abgeschossen hatten, und wir immer noch im Versteck waren, dachte ich: 'Sie werden hierher kommen und hier werden sie uns umbringen, besser, wir laufen weg.' Deshalb rannten wir alle wie auf ein Kommando los, aber im gleichen Moment als wir losrennen, feuerten sie auf uns. Ich hörte die Kugeln, wie sie mir um den Kopf pffiften, es knallte im Gestrüpp – welch eine Schießerei! Ich sah mich um, ob die Kinder getroffen worden waren, aber Gott sei Dank liefen alle Kinder noch und es gelang uns, hinter einen Hügel zu kommen. Dort konnten sie uns nicht mehr erreichen. Die Kugeln hatten mir, während ich lief, die Bluse verbrannt, hier hinten. Und dann dachte ich nur noch daran, daß nur zehn Männer im Dorf geblieben waren und hatte keine Hoffnung mehr, daß sie am Leben wären, denn ich hörte Bomben, Mörser – all das schossen sie auf sie und es waren viele Contras und wir waren nur zehn. Den ganzen Weg weinten wir und dachten, daß alle tot wären. Wir hatten uns in einigen großen Abhängen verirrt bis wir mit den Kindern einen Weg fanden. Es waren sechzig Kinder

zwischen zwei und zehn Jahren. Wir kamen an der Stelle aus dem Wald, die Río Abajo heißt und gingen von dort weiter bis nach Achuapa.“

„Etwa um fünf Uhr nachmittags erfuhren wir dann, wer umgekommen war. Ich war verzweifelt, als ich es erfuhr und wollte zurückgehen und mich mit eigenen Augen vergewissern, denn ich dachte, daß alle tot wären. Um fünf Uhr kam ein Junge runter, ich lief ihm entgegen, um ihn nach den Toten zu fragen und er sagte mir: José Angel und Zunilda sind tot.' Er nannte mir keine anderen Namen, erst als sie alle Toten herunterbrachten, sahen wir sie hier.“

Während sie erzählte, bewahrte Florentina völlige Ruhe. Ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen, aber sie weinte nicht und ihre Stimme blieb fest.

Ich fragte sie, was sie jetzt machen wollte mit ihrem Leben und ihren Kindern. Florentina antwortete mir sehr überzeugt: „Ich werde hier bleiben. Und sobald sie mir sagen, du kannst wieder zur Kooperative zurückkommen, gehe ich zurück. Denn ich werde nie den Willen der Contras erfüllen. Das, was sie wollen, ist die Zerstörung der Kooperative. Lieber sterbe ich, als ihnen einen solchen Gefallen zu tun. Wenn sie mir sagen, du kannst in die Kooperative zurückkommen, werde ich mit meinen Kindern zurückkehren. Niemals werde ich in das einwilligen, was die Contras vorhaben. Und das andere habe ich auch schon gesagt, ich werde jetzt mit einer Waffe umgehen lernen, bisher konnte ich keine Waffe bedienen. Ich werde mich nicht demütigen lassen, wenn ich sie ein nächstes Mal kommen sehe. So, wie meine Tochter mir in unseren Gesprächen immer sagte: 'Mama, wenn die Contra eines Tages hierherkommt, werde ich nicht fliehen, und sie werden mich auch nicht lebendig mitnehmen können, denn wenn ich nur an die Grausamkeiten denke, die sie anrichten, nein, lieber werde ich sterben oder fliehen, als mich ihnen auszuliefern. Genauso hat sie es mir gesagt und genauso hat sie dann auch gehandelt. Ich hatte nicht gewußt, daß sie so mutig war – sie war sehr mutig.“

Sie brachte ihre Gefühle unter Kontrolle und sprach weiter: „Ich werde hierbleiben und zur Kooperative hinaufgehen, trotz der Drohungen, die es nach dem Überfall gegeben hat. Einige Tage später kamen die Contras, die uns angegriffen hatten, durch Guanacaste und hinterließen ein Schild an der Schule von Guanacaste: 'Wir warnen die von Lagartillo, daß sie nicht noch einmal Widerstand leisten, denn es wird ihnen schlechter ergehen als beim letzten Mal.' Dieses Schreiben haben sie hinterlassen, aber ich bleibe trotzdem hier. Sie kämpfen für etwas, das nicht ihre eigene Sache ist. Die Contra ist die frühere Guardia und jetzt kämpfen sie, weil die Nordamerikaner sie anführen und unterstützen. Die Schuld an all dem trägt der amerikanische Präsident, denn der rüstet sie mit allem aus. Sie sind wie Hunde, denen man pfeift und die gehorchen.“

Florentina nahm ihre jüngste Tochter Concepción, drei Jahre alt, in den Arm. Das Mädchen sagte mit klarer Stimme: „Die Contra hat Zunildita, meinen Papa und Javier umgebracht.“ Florentina übergab das Mädchen für einen Augenblick der Großmutter, stieg auf ein Pferd, hob das Kind herauf und beide ritten auf dem Pferd fort. Baltasara Pérez, die Mutter von José Angel Pérez wandte sich zu mir und sagte: „Sie waren für den Kampf gar nicht

vorbereitet. Sie waren Bauern und die Contras kamen, um sie umzubringen.“

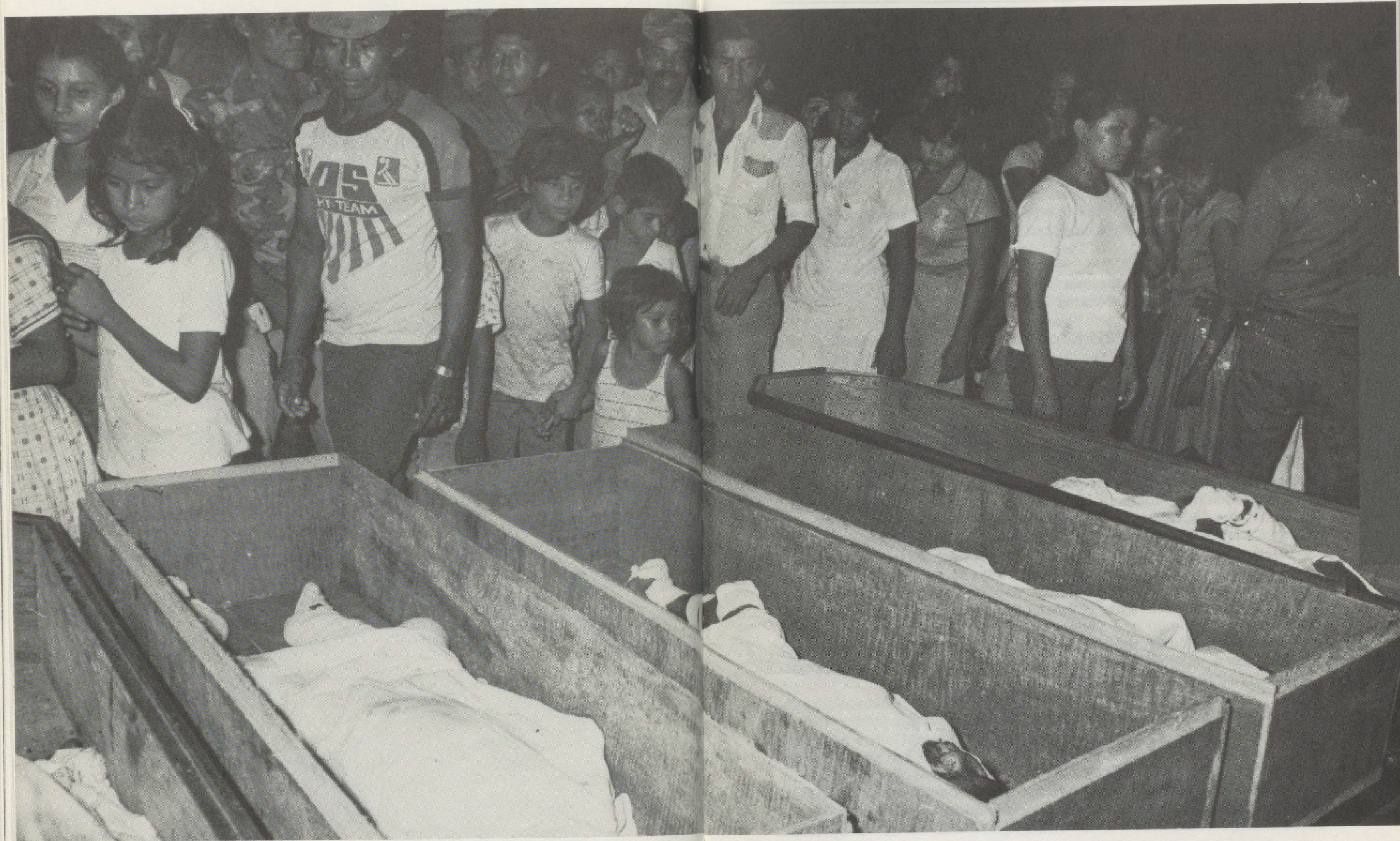
Ich sprach auch mit der Frau von Fermín Rivera, Rufina Pérez, 26 Jahre alt, Mutter von vier Kindern und mit Genara Pérez, 23 Jahre alt, die zwei Kinder hat und im sechsten Monat schwanger ist. (Hier sind es die Pérez, dachte ich, wie in anderen Gegenden die Espinozas, die Quinteros, die Ponces – große Familien, die zusammenhalten – Familien, aus denen Bauernführer für ein Volk von Bauern hervorgehen.) Rufina und Genara sagten: „Es war schrecklich! Wir flohen mit den Kindern mitten durch das Kampfgeschehen. Kinder, die zurückgeblieben waren, wurden von uns mitgenommen und zusammen flohen wir ein paar große Abhänge hinunter, getrieben von der Angst, daß sie uns alle umbringen würden. Die Kinder waren entsetzt. Sie hatten einen Schock erlitten und viele weinten unterwegs. Einige waren ruhig, aber die kleineren weinten. Bis jetzt haben sich die Kinder noch nicht von ihrem Schrecken erholt.“

„Jetzt ist es hart – es ist nicht leicht, mit so vielen Kindern woanders durchzukommen. Es ist nicht einfach, in der Stadt zu leben, wo man jeden Tag Geld braucht. In der Kooperative waren wir zusammen, alle arbeiteten und wir hatten uns gern, wir halfen uns gegenseitig, jetzt fällt es einem schwer, so wie hier zu leben. Aber wir hoffen und sind entschlossen, zurückzukehren, denn nicht zurückgehen wäre genau das, was sie erreichen wollen. Sie würden uns auslachen, wenn wir nicht zurückgingen. Und all die, die sie umgebracht haben! ... Wir dürfen die Kooperative nicht aufgeben, nach so vielen Opfern, wir werden mit der Kooperative weitermachen, denn sie ist unser Leben.“

Ich hatte wieder einmal bestätigt gefunden, daß auch für diese Campesinos die Contra mit der Guardia identisch ist; und daß die Kooperative wirklich ihre Befreiung und ihr Leben bedeutet. Deshalb sind sie eher bereit, für sie zu sterben, als sie aufzugeben.

In ihren Berichten stellten sie dies als das vorrangige Ziel der militärischen Einsätze im Krieg der „Freiheitskämpfer“ heraus: die Zerstörung der Kooperativen der armen Campesinos, die gerade anfangen, sich zu organisieren. Das haben mir auch die beeindruckenden Zeugenaussagen zweier nordamerikanischer Ordensleute bestätigt, die ich in Managua hörte.

AUSSAGEN VON ZWEI US-AMERIKANISCHEN ORDENSLEUTEN



Die Opfer

1. Drei Campesinos (August 1981 †)
2. Emiliano Pérez Obando (3.3.1982 †)

Ende August / Anfang September 1983:

3. Zwei Campesinos (†)
4. Mila González (†)
5. Chico Sotelo (†)
6. Elf CDS-Mitglieder (†)
7. Ein vierzehnjähriges Mädchen (†)
8. Eine Frau (†) und
9. Cristina Borge Díaz (11).
10. Entführung von 25 Campesinos
11. 35 Campesinos, Frauen, Männer und Kinder (13.5.1984 †)
12. Ein Busfahrer (Anfang 1985 †)
13. Der Leiter einer Kooperative (†)
14. Sechs Mitglieder der Kooperative von Uli (5.11.1984 †)
15. Eine Familie in Coperna (20.11.1984 †)
16. Überfall auf Reisende, unter ihnen Sandra Price
17. Festnahme von drei Ordensleuten, unter ihnen Sandra Price (Februar 1984)
18. Die Tochter eines Laienpredigers (†)
19. Gefangennahme von Sandra Price und Entführung ihrer Mitarbeiter Valentina und Nicolás Cano Obando und der Katechetin Salvadora.
20. Überfall auf ein Bildungszentrum für Campesinos
21. Entführung von 36 Campesinos (August 1984)

Die Aussagen von Pater James Feltz und Schwester Sandra Price wurden in Managua aufgenommen und beziehen sich auf Contra-Verbrechen in den Gemeinden der Pfarrei von Paiwas (Regierungsbezirk Matagalpa in der Region VI) bzw. auf die 48 Gemeinden zählende Pfarrei von Siuna im Regierungsbezirk Nord-Zelaya (Zona Especial I).

Übersetzung aus dem Spanischen: Hildegard Koberstein

Foto auf Seite 124/125: Bei einem Überfall der Contra auf den Ort San Gregorio wurden im November 1984 fünf kleine Kinder getötet.

Die Zeugen

James Feltz

„

„

„

„

„

„

„

„

„

„

Sandra Price

„

„

„

„

„

„

„

„

„

„

„

„

„

In Nicaragua gibt es in allen Gebieten ziemlich viele nordamerikanische Missionare, Priester und Ordensfrauen, auch in Kriegsgebieten. Nachdem ich die Zeugenaussagen der interviewten Zivilpersonen gehört hatte und nach Managua zurückkam, schien es mir wichtig, aus dem Munde von Missionaren die Erfahrungen und das Urteil der US-amerikanischen Ordensleute zu hören, die die Leiden der Zivilbevölkerung in den Gebieten miterlebten, in denen die Contra operiert.

Ich wählte einen Priester und eine Ordensfrau, beide aus den USA. Der Priester, James Feltz, ist Pfarrer in Bocana de Paiwas, im äußersten Südosten des Regierungsbezirks Matagalpa, eine Region, die an das Gebirge und die Wälder von Zelaya angrenzt. Schwester Sandra Price vom Orden Notre Dame arbeitet im pastoralen Mitarbeiterteam der Pfarrgemeinde von Siuna, apostolisches Vikariat von Bluefields im Regierungsbezirk von Nord-Zelaya.

Nachdem ich diese zwei US-amerikanischen Missionare gehört hatte, stellte ich fest, daß ihre Meinungen und ihr Urteil nicht außergewöhnlich sind, sondern mit dem allgemeinen Empfinden der Mehrzahl der US-amerikanischen Ordensleute in Nicaragua übereinstimmen. Das beweist ihre Teilnahme an Kundgebungen und den wöchentlichen Demonstrationen der nordamerikanischen Bürger in Nicaragua vor der US-Botschaft in Managua. Das sind Kundgebungen und Demonstrationen des Protests gegen die Politik des State Departements, das die Contra unterstützt und ihr hilft.

Die Art, in der mir Pater James und Schwester Sandra berichteten, gab Aufschluß darüber, daß ihre Sichtweise und ihr Urteil aufgrund direkter Erfahrungen wohl durchdacht waren. Bei beiden lief das Interview leicht und schnell; es genügte, daß ich sie um die Schilderung ihrer persönlichen Erfahrungen mit der Situation der Zivilpersonen in ihrem Missionsgebiet bat. In der Mehrzahl sind das arme Bauern. Ich bat sie, zu schildern, wie sie aufgrund ihrer Erlebnisse die Legimitation Präsident Reagans hinsichtlich seiner Politik, der Unterstützung und Hilfe, die er der Contra gewährt, beurteilen. Im weiteren brauchte ich nur noch zuzuhören.

James Feltz, 47 Jahre alt, gebürtig aus Milkwaukee, Wisconsin, wurde 1970 zum Priester geweiht. Er gab zu Protokoll:

„Ich bin nordamerikanischer Priester und seit dreieinhalb Jahren in Nicaragua. Vorher war ich siebeneinhalb Jahre lang Missionar in Peru, und drei Jahre lang habe ich bei Mexikanern in Chicago Gemeindegearbeit getan. 1981 kam ich auf Einladung des Bischofs von Zelaya, Monseñor Salvador Schläefer, nach Nicaragua. Ich bin seiner Pfarrverweserstelle in Bluefields zugeordnet, und als Bischof von Bluefields ist er mein kirchlicher Vorgesetzter.

Ich war kaum in Paiwas als Pfarrer angekommen, als einer der Landkreise, Santa Rosa, von der Contra angegriffen wurde. Das war im August 1981. Es

starben drei Bauern, die ich bis dahin noch nicht kennengelernt hatte. Das war nur ein Vorfall. Aber es war mein erster Kontakt mit der Gewalttätigkeit der Contra.

Der erste größere Vorfall, den ich miterlebte, ereignete sich am 3. März 1982. Das war in Copalar, einem Landkreis der Pfarrei. Wir feierten dort einen Missionsgottesdienst und hatten uns mit der Arbeitsgruppe 'Katholische Aktion' getroffen, als sieben bewaffnete Männer erschienen und die ganze Gruppe umzingelten. Sie schüchterten die Anwesenden ein und warnten die vor der Teilnahme am revolutionären Prozeß in jedweder Form. Nachdem sie alle mit Worten bedrängt, gewarnt und eingeschüchtert hatten, brüsteten sie sich, daß sie einige Minuten vorher den Amtsrichter getötet hätten. Am Hemd einer der ihren sah ich einen Blutfleck. Der ermordete Richter war Emiliano Pérez Obando, er war Laienprediger in der Pfarrei von Paiwas gewesen. Sie sagten, daß sie ihn sterbend in der Nähe liegen gelassen hätten, und daß jeder, der sich ihm nähern würde, zum Tode verurteilt sei. Zwei von uns, den Priestern, fiel die Aufgabe zu, Emiliano zu suchen, denn nachdem die Contra auf die Suche nach dem Haus eines Bauerns gegangen war, traute sich aus der Versammlung niemand weg aus Furcht vor der ausgesprochenen Drohung, daß sie jeden töten würden, der Emiliano zu Hilfe käme. Niemand traute sich, aus der Kapelle zu gehen. Wir gingen und fanden Emiliano mit schwersten Verletzungen. Sein Körper war noch warm, aber er lag im Sterben. Wir hofften, daß wir sein Leben retten könnten, wenn wir einen Arzt oder ein Krankenhaus erreichten. Wir mieteten ein Fahrzeug und fuhren los.

Emiliano lag gegen meine Beine gelehnt und ich versuchte, ihn zu trösten, indem ich zu ihm sprach; er war bewußtlos, aber ich versuchte, mich mit ihm zu verständigen. Während wir auf der Straße nach Río Blanco fuhren, starb der Mann in meinen Armen. Er war Vater von zehn Kindern und einem ungebohrenen; seine Frau war schwanger. Für mich war es eine schwere Last, seiner Frau den Tod dieses wertvollen Menschen mitzuteilen. Als Richter erfüllte er seine Pflicht trotz der Todesgefahr, der er in seinem Gebiet ausgesetzt war.

Er war ein gerechter Richter, und er war fest entschlossen, ohne Übervorteilung und Schwäche Recht zu sprechen. Als Laienprediger war er in der Pfarrei über Jahre beispielgebend. Der Mord an ihm war ein schwerer Schlag für die ganze Bevölkerung der Pfarrei, sowohl im Ort selber als auch für die Campesinos der Umgebung, denn er führte ein Leben als Christ und als Richter; er diente allen großmütig und mit Begeisterung. Er war ein beliebter Mann. Dies war mein erster näherer Kontakt mit der brutalen Gewalt der Contra. Ich sah, daß die Contras kein menschliches Mitgefühl hatten. Ich erlebte, wie sie sich mit der Ermordung von Emiliano brüsteten und wie sie es genossen, die Leute mit diesem Mord einzuschüchtern.

Ein anderer Fall, den ich aus der Nähe miterlebt habe, war der Überfall eines Einsatztrupps der Contra Ende August/Anfang September 1983. Eine Einsatztruppe von 500 Contras, deren Anführer ein gewisser 'Renato' war, ein ehemaliger somozistischer Nationalgardist, der früher in der Gegend von Río Blanco sein Unwesen trieb, drang in unser Gebiet ein. Er und seine Gruppe kamen zunächst in das Dorf Anito. Es liegt am Fluß Río Grande de Matagalpa,

ein Dorf mit acht Häusern. Es gab dort keinerlei Verteidigungseinrichtungen, vielleicht gab es einen einzelnen Milizangehörigen mit einer Flinte. Als sie anrückten, schossen sie mit Mörsern. Sie schossen in das Dach der Kapelle, sprengten einen Teil des Daches in die Luft und zerstörten mehrere Bretter der Holzwand. Das war der Einzug mit 60 Contras. Sie gingen in die Häuser, nachdem sie schon beim Einmarsch einen Campesino getötet hatten. Danach töteten sie kaltblütig noch einen anderen, der betrunken war. Der Betrunkene glaubte, daß es die Sandinisten wären, und er fing in seiner Trunkenheit an, sich lobend über die Sandinisten auszulassen. Augenblicklich töteten ihn die Contras durch Schüsse. Er hatte niemals zu irgendeiner Organisation gehört. Sie töteten ihn, als sie ihn über die Sandinisten sprechen hörten, obwohl er betrunken war. Sie holten die Leute aus den Häusern und erlaubten ihnen nicht, etwas herauszunehmen; dann legten sie Feuer an die Häuser.“

„IHR TODESMARSCH GLEICHT DEM ZUG DER HORDEN ATTILAS“

„Sie zogen weiter und innerhalb des gleichen Gebietes rissen sie in Anwesenheit von mehreren Campesinos einem Laienprediger die Bibel aus der Hand. Sie nahmen sie ihm weg, um die Bauern zu beeindrucken. Sie selbst wiesen auf die Bibel hin, damit die Bauern glauben sollten, daß die Contras Christen seien, die alles, was sie tun, für Christus tun. Sie versuchten, die jungen Leute zu überzeugen, damit sie sich dem Kampf der Contra anschlossen. Um sie für sich zu gewinnen, sagten sie, daß sie von Reagan unterstützt würden. Sie zeigten Geldscheine. Einem jungen Mann boten sie 40 000 Cordoba, falls er sich ihnen anschliesse. Sie zeigten die Geldscheine und sagten ausdrücklich, daß sie, weil sie viel Geld von Reagan bekämen, bezahlen könnten. In diesem Landkreis töteten sie sechs Personen und sie überquerten auf ihrem Weitermarsch den Fluß. Ihr Todesmarsch glich dem Zug der Horden Attilas: Wo sie vorbeikamen, zerstörten sie Leben. Von der anderen Seite des Flusses schauten die Contras in dem Dorf vorbei, wo sie die zwei Campesinos getötet hatten. Sie sahen die Leute, wie sie ihre Toten begraben wollten. Sie standen betend um die Gräber herum und von der anderen Seite des Flusses schossen die Contras ein Mörsergeschloß auf eben diese Leute. Sie zogen weiter und kamen zu dem Dorf Las Minitas. Dort holten sie die Leute aus ihren Häusern und dort war auch das Haus der Frau, die Mila Gonzáles hieß. Sie arbeitete in der Pfarrei. Wir haben ein Foto von ihr, als sie ihr Taufversprechen erneuerte, für die Gemeinde zu arbeiten. Sie und ihr Mann führten den Laden für die allgemeinen Versorgungsgüter. Sie wurden aus ihrem Haus herausgeholt, verhört und danach wieder freigelassen. Als die Contras abzogen, wurde sie von einem Bewohner, der ihr etwas nachtrug, denunziert. Die Contras kamen zurück, sie wurde geholt und sofort, ohne irgendwelche Nachforschungen anzustellen, 500 Meter vom Ort entfernt, erschossen. Man befahl ihr, sich hinzuknien; kaltblütig wurde ihr in den Kopf geschossen.

In diesem Landkreis steckten sie mehrere Häuser in Brand, sie zogen weiter in den Landkreis El Guayabo. Auf dem Weg trafen sie mit einem Mann zusammen, der Chico Sotelo hieß. Dieser Mann war Viehzüchter. Er sympathisierte nicht sehr mit der Revolution und gehörte der sandinistischen Partei nicht an. Er hatte Geld und Privatbesitz. Auf ihren Befehl zeigte er seine Mitgliedskarte der UNAG (Vereinigung der Landwirte und Viehzüchter). Als sie seine Mitgliedskarte sahen, wurde er sofort und auf der Stelle erschossen. Dieser Mann war nicht in diesem Landkreis zuhause, er hielt sich nur vorübergehend dort auf; und nur, weil er diese Mitgliedskarte bei sich trug, die nicht viel aussagte, nur deshalb brachten sie ihn um. Sie gingen weiter, steckten Häuser in Brand und kamen dann auf ihrem Todesmarsch nach El Guayabo. In einem Dorf, das San Francisco heißt, ermordeten sie mehrere Mitglieder des CDS, die Gehilfen in einem Laden oder höchstens Milizangehörige waren, keiner von ihnen war bewaffnet. Sie vergewaltigten ein vierzehnjähriges Mädchen, danach wurde es hingerichtet und ihm der Kopf abgeschlagen. Sie hängten den Kopf an einem Stock am Wegrand auf. Das war der zweite Fall, in dem einem Ermordeten der Kopf abgeschlagen wurde, um die Bevölkerung zu terrorisieren und einzuschüchtern. Im gleichen Ort wurden drei Frauen aus ihren Häusern geholt, die Verwandte der anderen Opfer waren. Ihnen wurde befohlen, sich auf die vom Regen durchweichte Erde zu werfen. Da die Frauen Todesängste hatten, legten sie sich wie die Schweine in den Dreck, und die Contras schossen Feuerstöße auf sie ab. Eine Frau starb unter den Schüssen, eine andere wurde verletzt und die dritte blieb unverletzt.

Auf dem gleichen Streifzug der Contra trug sich ein Fall von besonderer Grausamkeit zu. Cristina Borge Díaz, ein Mädchen von elf Jahren, besuchte seinen Onkel, der schon einmal der Contra in die Hände gefallen war. Als sie das Mädchen sahen, benutzten es die Contras zu ihrem Vergnügen als Zielscheibe. Ein junges Mädchen, das in keiner Weise eine Bedrohung für einen Militärsoldaten sein konnte. Zuerst schoß ein Contra vom Pferd aus auf die Kleine. Er verfehlte sie und sagte zu einem anderen Contra: 'Töte sie.' Ein anderer Contra schoß auf sie und eine Kugel drang ihr in den Rücken und kam an der Brust heraus. Eine andere Kugel streifte sie am Kopf, eine weitere traf sie in die Hand und wieder eine andere verletzte ihre linke Hüfte. Das Mädchen blieb dort bewußtlos liegen, bis ihr Vater von der Arbeit kam und es mehr tot als lebendig vorfand. Er trug seine Tochter nach Hause und versorgte sie. Ihre Mutter kam zu der Zeit nieder und konnte ihr nicht helfen. Der Vater hatte Malaria und konnte daher nicht reisen. Die Tochter konnte also nicht aus dem Haus gebracht werden. Dort blieb sie bis zum 19. September, als ich zu dem Haus kam. Ich habe eine Fotografie von dem Mädchen vor ihrem Haus, auf der ihre Verletzungen zu sehen sind. Wir brachten sie nach Managua. Es wurden einige chirurgische Eingriffe vorgenommen und eine Hautverpflanzung am linken Bein durchgeführt. Das Mädchen ist heute gesund. Es erholte sich. Es erholte sich schon, als ich bei ihm zuhause ankam; es ist ein Wunder. Dies ist der Fall, der mir auffällig erscheint. Wie konnten die Contras das Mädchen zur Zielscheibe machen? Die Unmenschlichkeit dieser Leute ist

unglaublich. Diese Einsatztruppe von Renato ermordete auf diesem barbarischen Streifzug zwanzig Menschen."

(Einige Tage nachdem Pater James diese Aussage gemacht hatte, brachte er Cristina nach Managua. Er stellte sie auf dem Treffen der nordamerikanischen Orden in Nicaragua mit der Delegation der Bischöfe aus den USA vor. Diese Delegation besuchte Nicaragua vom 24. bis 27. Februar 1985. Cristina zeigte den Bischöfen ihre Narben und erzählte, wie die Contras auf sie geschossen haben.)

„Auf diesem Streifzug nahmen die Contras auch Geiseln. Sie verschleppten 25 Campesinos. An einen erinnere ich mich sehr gut. Ich sprach mit ihm, nachdem er entkommen konnte und zurückgekehrt war. Er erzählte mir, was sie durchgemacht hatten. Er hieß Francisco Pérez. Er war ein einfacher und armer Mann, der sich mit niemandem anlegte, ein ruhiger und friedlicher Mensch. Er war 60 Jahre alt. Sie ließen ihn einen Kanister tragen, der eine Flüssigkeit enthielt, die sie mit sich führten. Nur einmal am Tag gab es etwas zu essen. Die Gefangenen konnten sich nicht ausruhen und mußten den ganzen Tag diese Last tragen. Fünf Tage lang gingen sie so zu Fuß. Als es ein Gefecht gab, konnte er entkommen. Da er weit von seinem Zuhause entfernt war, kehrte er mit zerschundenen Füßen wieder zurück, er konnte nicht mehr gehen. Aus Furcht, er könnte wieder auf die Contras treffen, versteckte er sich in Maisspeichern. Er erzählte mir, daß die Contras keinerlei Mitgefühl mit den Entführten hatten, und daß sie immer in der Furcht lebten, erschossen zu werden. Das war einer von 25 Campesinos, die sie an einem Tag verschleppt hatten.

Nach diesen grausamen Überfällen lebte die Bevölkerung des Gebietes in ständiger Angst. Sie beschlossen zu ihrer eigenen Sicherheit, in kleine Dörfer zusammenzuziehen. Sie stellten in der Gegend kleine Milizkommandos zusammen, sie organisierten sich in Kooperativen und begannen kleine Projekte mit Schweinezucht. Jede Kooperative umfaßte zwölf Familien, die die Aufgaben für Verteidigung, Erziehung und ein Gesundheitsprogramm untereinander aufteilten. Mit der Hilfe der Bevölkerung des Landkreises machte das Projekt Fortschritte. Man begeisterte sich dafür. Es war ein Projekt mit 24 Kooperativen und neun von ihnen begannen, sich zu organisieren. Aber im Mai gab es einen weiteren Überfall mit einer großen Einsatztruppe von ungefähr 800 Contras, die ich selbst sah, als sie in dieses Gebiet eindringen. Ich war mit einem Missionsauftrag unterwegs, als ich sie traf. Sie versuchten, mich einzuschüchtern und sagten, daß ein Diener Gottes unmöglich den revolutionären Prozeß unterstützen könne, weil die Sandinisten, die diese Revolution vorantrieben, nicht an Gott glaubten. Sie sagten mir, daß Gott auf ihrer Seite stände. Sie sahen alle pastorale Unterstützung für die Armen meiner Pfarrei, die durch die Contra in Schrecken versetzt und hilfsbedürftig waren, als Hilfe für die Sandinisten an. Was wird Gott über diese Greueltaten denken? ... Nun gut, als ich am 8. Mai auf meiner Reise in den Süden diesen Contratrupp in das nördliche Gebiet der Pfarrei eindringen sah, vermutete ich, daß sie möglicherweise diese kleinen Dörfer und Kooperativen angreifen würden, die gerade dabei waren, ihre kleinen Verteidigungsmilizen

für ihr Gebiet im Süden der Pfarrei zusammenzustellen. Es war eine herbe Enttäuschung für mich, daß ich die Leute dieser Landkreise nicht warnen konnte, weil ich von den Contras überwacht wurde. Und am frühen Morgen des 13. Mai griff die Contra das Kommando der Miliz des Landkreises El Jorgito mit tragischen Folgen an.

Im Landkreis El Jorgito wurde an diesem Tag die kleine Befehlsstelle der Miliz fertiggestellt. Die Bauern, die dieser Miliz angehörten, wollten das feiern und luden dazu ihre Verwandten ein. Das war Wahnsinn, weil die Contra so nahe herangekommen war und sie nichts davon wußten. Sie waren nicht gewarnt und es gab keine Kommunikation, die hatten keine Funkgeräte, um sich zu verständigen. Daher wußten sie nichts von der Nähe der schwerbewaffneten Einsatztruppe der FDN. Sie feierten also eine Einweihung. Das bedeutet, eine Fiesta zu feiern, dazu gehört Tanz und Rum, das bedeutet in Stimmung sein, ein ziemliches Besäufnis. Leute aus dem ganzen Landkreis waren zu diesem Familienfest gekommen. Sie hatten einen Plattenspieler und sie tanzten bis zum Morgengrauen. Und um vier oder halb fünf Uhr morgens griffen die Contras an. Sie schonten dabei nicht das Leben der Zivilpersonen, der Frauen und Kinder, die auch dabei waren. Sie hätten mit zehn bewaffneten Männern kommen können, sie hätten das Kommando ohne Blutvergießen und sonstige Zerstörung überwinden können, ohne Zivilpersonen umzubringen. Aber die Contra verhält sich nicht so. Sie näherten sich dem Kommando mit 300 Leuten. Sie schossen mit Mörsern und Gewehren und warfen Granaten. Sie umzingelten das Kommando und alle anwesenden Leute. Sie überwandten die ersten Verteidigungsanlagen und von dort aus warfen sie etwa dreißig Handgranaten in die Menge. Innerhalb von zwei Stunden töteten sie 35 Bauern, darunter waren fünf Frauen und neun Kinder. Der Besitzer des Plattenspielers, der mit seinem Sohn aus einem anderen Landkreis kam, und die nur gekommen waren, um den Plattenspieler zur Verfügung zu stellen, und die weder Milizangehörige noch sonst irgendwo aktiv waren, wurden auch getötet. Sie töteten mehrere Mitglieder der Kooperative, die sich organisiert hatten. Es starb die ganze Familie Juárez. Matos Juárez war Laienprediger, er war der Koordinator der Arbeitsgruppe 'Katholische Aktion' in El Jorgito. Er war verantwortlich für die Kapelle und Taufbeauftragter für den Landkreis. Er starb dort in der Morgenfrühe des 13. Mai. Dieser Überfall war der Gipfel des Mordens und des Terrors in diesem Gebiet. Danach flohen die Bewohner nach Paiwas. Sie sind jetzt Flüchtlinge. Sie verloren ihre Tiere, ihre Kleidung, sie haben ihre Felder verloren und sind ohne Zukunftsperspektiven. Jetzt ist für die am Stadtrand von Paiwas die Möglichkeit geschaffen worden, sich wieder anzusiedeln. Die Angst vor der Contra hat viele gelähmt. Einige wollen nicht einmal mehr für die Aufgabe als Katechet oder als Laienprediger zur Verfügung stehen. Sie haben Angst, daß sie es mit der Contra zu tun bekommen. Sie wissen, daß die Contras all dies verfolgen, obwohl sie sich Christen nennen.“

„ANGESICHTS DIESER HILFE SCHÄME ICH MICH, NORDAMERIKANER ZU SEIN“

„Angesichts all dieser Leiden und der Barbarei der Contra an der Landbevölkerung und wohlwissend, daß die Regierung der USA, die Politik Reagans, eine weitreichende und direkte Unterstützung an die Contra leistet, schäme ich mich, Bürger der USA zu sein. Es erzeugt in mir Hoffnungslosigkeit, in diesem Gebiet zu arbeiten und der leidenden Bevölkerung zu helfen, die unschuldiges Opfer der Contra ist; außerdem sehen zu müssen, daß das die Auswirkungen der Unterstützung meines Landes an die Contras sind. Das sind Verbrechen, Morde, Zerstörungen, Dummheiten. Man sieht deutlich, daß die Contra keinen konstruktiven Plan für die Entwicklung des Landes hat. Ihren Taten nach zu urteilen bin ich sicher, daß die Contra keine Alphabetisierung der Bevölkerung, keine Gesundheitskampagne noch sonstige Dienste der Bevölkerung zukommen ließe; nicht zu reden von der Agrarreform: Die Contra spricht sich ausdrücklich gegen die Agrarreform aus, indem sie die Kooperativen der Campesinos zerstört. Es ist ein monströser Widerspruch, daß die USA im Namen der Demokratie einer möglichen Regierung Unterstützung zukommen läßt, die sich den Bauern gegenüber zerstörerisch und grausam verhält. Das ist ein ungeheurer Widerspruch.“

Ich glaube, daß das Prinzip unserer Revolution, der der USA, ursprünglich ein Kampf für die Freiheit war. Aber was ich hier sehe, ist, daß die Contra auf barbarische Art und Weise die lebensnotwendige Freiheit der Bevölkerung zerstört. Ich sagte bereits, daß sie sich wie die Horden Attilas verhält. Diese Contras 'Freiheitskämpfer' zu nennen, wie das Reagan tut, ist eine so große Lüge, daß ich darüber beschämt bin. Meine Enttäuschung ist sehr groß, denn ich sehe auf den Straßen meiner Pfarrei die Auswirkungen des Todes von Unschuldigen durch die Hilfe der USA an die Contra. Wenn ich mich auf meinem Maultier reitend auf diesen Wegen hier fortbewege, erinnere ich mich mit dem Rhythmus des Ganges des Tieres an die Worte von Cristina Borge, dem Mädchen, das von den Contras als Zielscheibe benutzt und viermal verletzt wurde. Sie sagte zu ihnen: 'Tötet mich nicht, tötet mich nicht!' Der Trott des Maultieres erinnert mich an diesen Satz, der sich in mein Gedächtnis eingepreßt hat. Und ich setzte 'Reagan' an den Anfang dieses Satzes, dann heißt es 'Herr Präsident, töten Sie mich nicht; Herr Präsident, töten Sie mich nicht; Herr Präsident, töten Sie mich nicht!' Denn als ich die durch die Contra Verletzten versorgte, wurde von Reagan gerade wieder die Hilfe für die Contras von 19 Millionen Dollar bewilligt. Das war ein großer und grausamer Widerspruch, daß der Kongreß die Contra weiter unterstützen würde, die Contra, welche die nicaraguanischen Bauern ermordet! ...

Ich glaube, daß die Bevölkerung der USA nicht weiß, was hier passiert. Das wurde mir klar, als ich im August und September dort war. Ich erlebte, daß die Mehrzahl der Leute weder wußte, wo Nicaragua liegt, noch, was dort passiert. Was in den Nachrichten verbreitet wird, ist ungeheuerlich verlogen. Und es ist weiterhin unmoralisch, andere Regierungen zu mehr Menschenrechten aufzufordern und im eigenen Land Informationen zu blockieren und

Nachrichten voller Lügen zu verbreiten. Und da die Bevölkerung keinen Zugang zu den objektiven Informationen hat, wird die Linie der Reagan-Administration übernommen, teilweise durch seine Popularität, die er durch seine Wirtschaftsmaßnahmen gewonnen hat, die den Reichen und der Mittelklasse zugute kommen, nicht aber den Armen. Die Bevölkerung in den USA läßt sich durch die Reagan-Administration hinters Licht führen. Dahinter steckt auch der 'Antikommunismus', der jedem US-Bürger anerzogen und eingepflegt wird. Eine Minderheit der 230 Millionen Amerikaner zweifelt daran, daß sie die den Tatsachen entsprechenden Nachrichten erhält, denn sie erlebten schon einmal während des Vietnam-Krieges, daß die Regierung Tatsachen und Informationen manipulierte. Diese relativ zahlreiche Minderheit zweifelt daran, daß sie genaue Nachrichten über die Geschehnisse in Nicaragua in korrekter Weise erhält.

Ich denke, daß wir Nordamerikaner, die wir hier leben und die Nordamerikaner, die Nicaragua besuchen, wirklich objektiv sind; wir sehen die Dinge nicht so, wie die Reagan-Administration sie sieht und sie sehen läßt. In Wirklichkeit wiegen die Interessen der außerhalb des Landes lebenden Nicaraguaner sehr schwer, die ein enormes Interesse daran haben, dieses Modell zu zerstören, das ein Hoffnungssignal für Lateinamerika ist. Dieses Modell ist ein Signal der Hoffnung, das sich in den zur Durchführung anstehenden Projekten innerhalb einer gemischten Wirtschaftsform und eines politischen Pluralismus zeigt, die für eine neue und gerechtere Wirtschaftsform stehen, die gerechter ist und der armen Mehrheit der Bevölkerung zugute kommt. Aus diesem Grunde versuchen die außerhalb des Landes lebenden Nicaraguaner, das Bewußtsein zu kontrollieren. Sie wollen nicht, daß der Mann auf der Straße in den USA, der ein wirkliches Sehnen nach Demokratie und Sympathie für die Armen hat, die Wahrheit erfährt über das, was in Nicaragua passiert. Alles wird verschwiegen und durch Trugbilder ersetzt, die ihren eigenen Interessen entgegenkommen. Und Reagans Gott sind die Interessen der Geschäftsleute, die Interessen der im Ausland lebenden Nicaraguaner, die Interessen der Banken, der Investitionen ... Das ist Götzendienst. Und alles ist gut kontrolliert. Die Bevölkerung ist an ein korruptes Konsumsystem gekettet, das in Wirklichkeit auch ein Werk des gleichen Gottes von Reagan ist, nämlich das der großen wirtschaftlichen Interessen. Das ist der Gott der Doktrin von einer 'nationalen Sicherheit'.

Die Auswirkungen dieser Politik der Reagan-Administration sind unheilvoll. Diese Politik ist nicht nur unmoralisch, sie ist auch unwirksam. In dem Maße, in dem die Wahrheit ans Licht kommt, wird die Bevölkerung sich gegen diese starre und schwachsinnige Politik der Reagan-Administration wenden. Falls es eine direkte Intervention der USA in Nicaragua geben sollte und falls der Kongreß weitere Mittel für die Contras freigeben sollte, weiß ich, daß viele, viele Menschen in den Vereinigten Staaten bereit sind, zivilen Ungehorsam gegen diese verirrte und sündhafte Politik zu leisten.

Ethisch, aufrichtig und moralisch wäre es das einzig richtige, daß Nicaragua die Möglichkeit zur Entwicklung gegeben würde, seinen demokratischen Prozeß in Frieden zu gestalten. Die Selbstbestimmung dieses Volkes ist zu

respektieren. Wir haben kein Recht, uns in die Angelegenheiten Nicaraguas zu mischen, wie es augenblicklich durch die USA geschieht. Dieser Angriff gegen Nicaragua ist unmoralisch. Keine der gegebenen Rechtfertigungen ist annehmbar. Die Contras 'Vorkämpfer für Freiheit und Demokratie' zu nennen und sie mit historischen Befreiern wie Simón Bolívar und den Gründern der Vereinigten Staaten von Amerika, den Widerstandskämpfern des Nationalsozialismus zu vergleichen, das ist blanker Hohn, das ist Zynismus und beschämende Unkenntnis. Wenn Reagan sie 'unsere Brüder' nennt, so beschämt mich das."

* * *

„DIE CONTRA TÖTET DIE ÄRMSTEN UND UNSCHULDIGEN IN NICARAGUA“

Sandra Price kommt aus Kalifornien, sie ist 42 Jahre alt und Ordensschwester der Kongregation Notre Dame, Namur (Belgien). Ihr Bericht:

„In diesem Jahr habe ich mein fünfundzwanzigjähriges Ordensjubiläum. Seit 1981 bin ich in Nicaragua und seit Februar 1982 arbeite ich an der Atlantikküste. Mit einer Ordensschwester lebe ich in Siuna, ein Ort mit Bergleuten und Bauern, der etwa 150 Kilometer von Puerto Cabezas, Regierungsbezirk Nord-Zelaya, an der Atlantikküste liegt. Meine Arbeit ist pastoraler und sozialer Art. Ich arbeite nicht im Ort selbst sondern in den Landgemeinden, die zur Pfarrei gehören. Das sind etwa 48 Landkreise. Diese Bauern bauen Grundnahrungsmittel an, das ist ihr Leben. Die Mehrzahl der Erwachsenen und Kinder wurde während der landesweiten Alphabetisierungskampagne alphabetisiert. Ich glaube jedoch, daß die Mehrzahl der Frauen bis heute noch nicht lesen und schreiben kann. Ich arbeite im Team mit dem Gemeindepfarrer und einer Ordensschwester, die aus dieser Gegend stammt. Ich arbeite mit Fördergruppen für Frauen, vor allem in den landwirtschaftlichen Kooperativen, und mit Laienpredigern in der Ausbildung von Pastoralgehilfen. Diese Arbeit wird durch den Bischof unterstützt, da sie Teil der Pastoralaufgabe der Gemeinde Siuna ist, die dem Vikariat von Bluefields angehört. Unser Bischof ist Msgr. Salvador Schlaefter, wir sind seine Mitarbeiter. Diesen Auftrag bekam ich von meinen Oberinnen. Die Ordensleitung verantwortet meine Arbeit, sie betreut mich und verhält sich solidarisch mit mir. In den vergangenen Tagen waren die Oberinnen der Ordensleitung hier und haben sich die Arbeit angeschaut. In allen Ländern, in denen mein Orden Häuser unterhält, wird das 'Projekt Nicaragua' unterstützt.

Seit wir in dieses Gebiet gekommen sind, haben wir ein starkes Anwachsen von Gewalttaten der Contra an der Zivilbevölkerung erlebt. Je länger der Terrorismus der Contra andauert, desto stärkeren Schaden fügt er der Bevölkerung zu. Wir erleben, daß die Mehrzahl der Angriffe gegen wehrlose und

unschuldige Menschen gerichtet ist, die in keinerlei militärische Strukturen eingebunden sind. Wir haben gesehen, daß in dem Maße, in dem die Aggression gegen die wehrlosen Campesinos zunimmt, die Regierung die militärische Präsenz in dem Gebiet notwendigerweise hat erhöhen müssen.

In den vergangenen Monaten hat es furchtbare Angriffe gegen die Bevölkerung gegeben. Das bewirkt ein neues Bewußtsein und erzeugt einen furchtbaren Schmerz in uns. Es hat brutale Überfälle auf Kooperativen und Bauern gegeben, die isoliert wohnen. Uns hat das Leiden der Bevölkerung sehr mitgenommen, die in einem Gebiet lebt, das die Contra durchquert und wo sie jede Art von Übergriffen durchführt: Verfolgungen, Entführungen und Morde. Man kann sagen, daß die Bauern in den Bergen gefangen sind, Gefangene der Contra. Da sie den Bauern nicht erlaubt, ins Dorf zu gehen, haben sie nur das, was auf ihren Feldern wächst; sie können aber keine Kleidung, keinen Zucker, keine Seife, noch viele andere notwendige Dinge einkaufen. Die Contra erlaubt ihnen nicht, sich zu bewegen. Sie befürchtet, daß Informationen an die Sandinisten weitergegeben werden. Die Bauern werden auch bedroht und belogen, indem ihnen gesagt wird, daß die Sandinisten sie gefangen nehmen, wenn sie in das Dorf gehen. Daher leben die Bauern in großer Furcht, sich zu bewegen. Viele Gemeinden haben sich wegen der Entführungen und des Terrors aufgelöst. Jeden Tag hören wir von neuen Entführungen. In der vergangenen Woche wurde der Autobus für den öffentlichen Verkehr aus einem Hinterhalt angegriffen, der Beifahrer getötet und die Passagiere beraubt. Sie wollten sie entführen, aber – Dank sei Gott – kam ein Lastwagen mit zehn Milizsoldaten vorbei, die in die Luft schossen, da sie die Zivilpersonen keiner Gefahr aussetzen wollten. Die Contras flohen. Sogar die Landstraßen wurden jetzt gefährlich. Wenn wir uns auf die Landstraßen begeben, wissen wir nicht, wie das für uns ausgeht, weil es immer Hinterhalte gibt und von Seiten der Contra auf die Sicherheit und das Leben von Zivilpersonen keine Rücksicht genommen wird.

Wir haben Familien kennengelernt, die Furchtbare durchlebt haben. Eine Frau wohnt in unserer Nähe, weil der Mann Laienprediger ist. Schon fünfmal hat er seinen Wohnort wechseln müssen, weil die Contra ihn verfolgt. Seine Geschichte begann zu Zeiten der somozistischen Nationalgarde. Mehrere Mitglieder seiner Familie wurden durch die Nationalgarde getötet, heute wird er durch die Contra verfolgt. Die Contra setzt heute die frühere blutige Verfolgung der Nationalgarde fort, da seit der Revolution dieser Laienprediger und seine Familie in zwei Orten den Leuten half, sich zu organisieren. Seitens der Contra bekam er Todesdrohungen. Vor zwei Jahren mußte er aus jenem Ort weggehen. Er ging an einen anderen Ort und versuchte, eine Kooperative zu gründen – was kein militärischer Akt ist und nichts mit Militär zu tun hat; es ist schlicht legitimes Recht, das der Landbevölkerung zusteht, ein elementares Recht in jeder Demokratie. Aber die Contra kam, tötete den Leiter der Kooperative, und die Kooperative löste sich auf. Der Mann ging an einen anderen Ort, die Contra kam wieder und entführte seinen ältesten Sohn und andere Personen, und die Gemeinde mußte evakuiert werden. Er zog an einen anderen Ort, gründete eine neue Kooperative, die näher am Dorf gelegen war,

und die Contra führte am 5. November des vergangenen Jahres 1984 einen furchtbaren Überfall aus. Das war die Kooperative von Ulí. Ich frage mich, wer sich denn der Demokratie in Nicaragua widersetzt. Es ist doch offensichtlich die Contra!

Ich möchte erzählen, was ich nach dem brutalen Überfall der Contra auf jene Kooperative gesehen und empfunden habe. Ich kam etwa fünf Stunden nach dem Überfall des Nachts dort an. Mich beeindruckte ungeheuer, daß 24 Männer, arme und einfache Campesinos, fünf Stunden lang ihre Kooperative verteidigt hatten. Es waren etwa 300 Contras, die mit Mörsergeschossen, Maschinen- und Gewehrfeuer angegriffen hatten. Die Frauen und Kinder waren währenddessen in den Schutzunterkünften. Die Leute waren furchtbar niedergeschlagen und traurig, denn sechs Mitglieder der Kooperative waren getötet worden. Menschen, die nichts weiter gemacht haben, als sich zusammenzuschließen, um zusammenzuleben und zusammenzuarbeiten, damit sie nicht weiter so isoliert in den Bergen leben mußten. Im Zusammenleben und Zusammenarbeiten halfen sie sich gegenseitig und konnten größere Fortschritte erzielen. Das war ihr 'Verbrechen'. Sie hatten kein anderes Verbrechen begangen als dieses. Dort gab es kein Militär, es gab keine Militärbasis, dort war nichts, nichts, nichts, was mit Militär zu tun haben könnte. Nur Zivilpersonen, Bauern, Arbeiter, Frauen, die nicht lesen können, Männer, die kaum alphabetisiert sind, Laienprediger, Christen, allesamt katholisch. Diese Leute hatten sich nichts zuschulden kommen lassen. Es schmerzte mich ungeheuer, Kinder zu sehen, die Verbrennungen davongetragen hatten. Es waren Mörsergeschosse in den Eingang der Schutzunterkünfte gefallen und die brennende Erde spritzte hoch und verbrannte drei Kinder. Unter denen, die umkamen, war ein alter Mann und ein taubstummer Junge, denn die beiden kamen heraus, als der Angriff noch nicht beendet war. Mich beeindruckte ungeheuer, den Schmerz der unschuldigen Bewohner über die sechs Toten zu sehen, deren Körper viele Stunden lang nicht geborgen werden konnten. Als ich kam, lagen sie noch dort zusammengekrümmt, so wie sie umgekommen waren. Zwei Brüder waren zusammen gestorben, sie saßen im gleichen Erdloch, als eine Sprengladung explodierte und beide gleichzeitig tötete. Die anderen beiden Brüder dieser Familie wurden verletzt. Fast hätte die Contra alle Kinder dieser Familie umgebracht. In diesem Augenblick fühlte ich einen furchtbaren Schmerz, denn ich sah die Ungerechtigkeit dieses absurden und grausamen Überfalls. Dieses Geschehen beeindruckte mich derart, daß, wenn ich bei dem Überfall dort gewesen wäre, ich fähig gewesen wäre, eine Waffe zu gebrauchen, um diese unschuldigen Leute zu verteidigen, all diese Kinder und Frauen und Männer.

Die andere Ordensschwester, die aus einer Bauernfamilie dieser Gegend stammt, zieht heute ein Kind auf, das ein Blutbad an einer Familie durch die Contra am 20. Dezember 1984 überlebt hat. Es war in Coperna. Die Contra kam zum Haus dieser Familie. Sie tötete den Vater und die Mutter, sie tötete den jungen Onkel dieses Kindes, die Verlobte des Onkels und ein Kind von vier Jahren. Sechs Tage nach der Geburt wurde dieses Kind Waise. Das alles erzählte mir ein Kind von zwölf Jahren, das mit dem Säugling und einem acht-

jährigen Bruder überlebte. Die Contras kamen in der Nacht und schossen Maschinengewehrgranaten in das Haus. Sechs Kinder mit ihren Eltern waren in dem Haus. Ein Schuß tötete ein Kind, das im Bett lag. Ein anderer Schuß durchschlug die Beine des Vaters und die eines achtjährigen Bruders. Ein anderer Schuß verletzte die Mutter am Kopf. Die Contras stürmten in das Haus und holten den Vater und den Onkel heraus. Sie verlangten 'die Waffen'.

Es gab keine Waffen im Haus. Viermal schossen sie auf die beiden. Der erste Schuß tötete den Onkel. Der Vater wurde nochmals verletzt, dann schnitten sie ihm die Kehle durch. Dann gingen sie in das Haus. Die Verlobte des Onkels war schon tot. Ein Contra schaute sie an und sagte: 'Diese Nutte ist die Schwester von Mariano, ihr Bruder ist bei der Miliz', und sie schossen weiter in ihren toten Körper. Die Mutter lebte noch. Das Mädchen erzählte mir, daß es, nachdem alles vorbei war, zu seiner Mutter gesagt hatte: 'Wir gehen jetzt, Mama'. Und die Mutter hatte geantwortet: 'Ja, Kinder, geht jetzt alle'. Da nahmen sie den sechs Tage alten Säugling und mit einem anderen verletzten Kind, das am Bein verwundet war, gingen sie eine halbe Stunde oder länger zu dem nächstgelegenen Haus, wo ein Onkel der Familie wohnt. Dort blieben sie während der Nacht. Am folgenden Morgen kamen die Kinder zu ihrem Haus zurück, und die Mutter war tot. Sie liefen wieder zum Haus des Onkels und sie kamen mit einem Erwachsenen zurück, aber sie fanden nichts mehr, die Toten waren fort. Drei Tage später fanden die Verwandten die Körper, die in den Fluß geworfen worden waren. Die Mutter und die Verlobte des Onkels waren entkleidet worden, der Mutter war die Haut vom Gesicht gezogen worden. Das Kind ist heute noch im Krankenhaus, so schwer sind seine Verletzungen am Bein. Weitere drei Kinder sind bei einer Tante, die noch mehr Waisen aufzieht. Sie sind alle in einer Landwirtschaftskooperative. Den sechs Tage alten Säugling konnte diese Frau nicht auch noch übernehmen, da sie schon so viele Kinder zu versorgen hatte. Ein Krankenhaus konnte ihn auch nicht aufnehmen. Daher wurde dieses sechs Tage alte Kind zu unserer Missionsstation gegeben.

Diese Vorfälle lösten in uns furchtbaren Schmerz und Zorn aus, weil wir nur Grausamkeit und Ungerechtigkeit darin sahen. Wir sehen, daß die Contra Leiden schafft und die ärmsten und unschuldigsten Menschen Nicaraguas tötet. Und es ist eine noch größere Unmenschlichkeit und ein noch größeres Verbrechen, die Contra zu verteidigen, sie zu unterstützen und ihnen zu helfen und sie 'Kämpfer für Freiheit und Demokratie' zu nennen, wie es der Präsident der USA, Ronald Reagan, tut. Dafür gibt es keine Worte, und das sage ich als Nordamerikanerin, die die Wahrheit und die Vorfälle kennt, weil ich sie mit eigenen Augen sehe."

„MEINE DREI BEGEGNUNGEN MIT DER CONTRA“

„Ich habe drei verschiedene Begegnungen mit der Contra gehabt. Einmal kamen sie aus einem Hinterhalt und ich gehörte zu denen, die in ihn geraten waren. Wir waren mit einem kleinen Lastwagen unterwegs. Wir waren alles

Zivilpersonen. Die Contras hielten uns an, um unsere Batterie zu stehlen. Ich glaube, daß sie uns entführen wollten, denn sie ließen uns alle absteigen. Sie brachten uns auf einen Hügel und hielten uns eine politische Rede, und sie begannen mit ihrem Märchen von der Religion. Immer beginnen sie damit und es ist immer gleich. Man merkt, daß das etwas ist, was sie auswendig gelernt haben, einen Teil aus den Befehlen und den Verhaltensregeln, die sie bekommen. Mit dem Gerede von der Religion versuchen sie, die Leute zu überzeugen, daß sie Christen sind, und daß die Sandinisten die Kirche verfolgen und die Religion abschaffen wollen. Aber die Tatsachen sind so klar, daß niemand sie glauben kann. Nicht einmal sie selbst können davon überzeugt sein, was sie erzählen, weil sie wissen, daß es Lüge ist. Bei dieser Gelegenheit wußten die Contras nicht, daß ich Amerikanerin und Ordensschwester bin. Für sie war ich eine aus der Gruppe. Sie fragten, welcher Religion wir angehörten und sie wollten uns überzeugen, daß die Sandinisten die Kirche verfolgen und sie erzählten uns Geschichten von denen ich merkte, daß sie verdreht waren. Da ich die Tatsachen kenne, merkte ich, daß sie sie nicht kennen und daß sie Sachen verdrehen, daß sie dazu erfinden und Begriffe verwechseln. Während sie auf uns einredeten, kam auf der Landstraße ein Bereitschaftswagen mit Sandinisten. Die Contras eröffneten das Feuer. Glücklicherweise schossen die Sandinisten nicht zurück, sie hätten leicht uns Zilisten treffen können. Dann verschwanden die Contras. Sie ließen uns dort stehen und machten sich auf den Weg zu einer Kooperative, die sie überfallen wollten. Als wir gingen, hörten wir die Schüsse.

Meine anderen beiden Begegnungen mit der Contra verliefen ähnlich. Eine trug sich im Februar 1984 zu. Ein Priester, eine andere Ordensschwester und ich besuchten verschiedene Ortschaften mit einem Missionsauftrag. Auf dem Wege begegneten wir den Contras. Sie kamen mit einer Gruppe Campesinos daher. Ich weiß nicht, ob sie sie verschleppen oder eine neue Gruppe bilden und sie bewaffnen wollten. Sie sperrten uns mit den Campesinos den ganzen Tag und eine Nacht in die Kapelle. Gegen den Priester stießen sie wütende Drohungen aus. Sie beschuldigten ihn, daß er sich politisch betätige und Kommunist sei. Sie sagten ihm, daß sie ihn umbringen würden, wenn er so weitermache. Am folgenden Tag fand eine andere Gruppe von Contras ein Flugblatt in der Kapelle über das Amnestiegesetz, und, obwohl niemand von uns wußte, wie es dorthin gekommen war – außerdem ist es ein Flugblatt, das überall zu finden ist – war das für sie politisch und der Schuldige war der Priester. Wieder stießen sie wilde Drohungen gegen ihn aus und wir glaubten, daß sie ihn abführen würden; das passierte jedoch nicht. Die pastorale Rundreise konnten wir ohne weitere größere Zwischenfälle beenden.

Der Priester erhielt weiterhin Todesdrohungen. Bei einer anderen Gelegenheit, als wir zu einer anderen Kapelle wollten, erfuhren wir, daß die Contra dort auf ihn wartete, um ihn zu entführen. Wir fuhren nicht dorthin. Schließlich hörten wir über den Sender '15. September', das ist der Sender der Contras in Honduras, einen Aufruf, den Priester zu ermorden. Die internationale Öffentlichkeit muß erfahren, daß dieser Priester Enrique Blandón heißt. Er erhält Todesdrohungen durch die Contra und falls ihm

etwas passieren sollte, weiß man, wer der Schuldige ist. Bei so vielen Todesdrohungen haben wir beschlossen, daß er nicht mehr auf Pastoralreisen gehen sollte. Ich ging allein. Einige Bauern begleiteten mich bis zu einer bestimmten Stelle und ich kam allein bei der Kapelle an. Dort fragte ich, ob mich jemand weiter begleiten wollte. Ein Mann und seine Frau kamen mit und außerdem eine junge Frau, eine Katechetin. Als wir an der nächsten Kapelle ankamen, trafen wir auf eine Gruppe von Contras. Ich wurde ausgefragt. Sie wollten wissen, ob ich über Politik predige.

Politik ist für sie alles, was im Zusammenhang mit dem täglichen Leben der Bevölkerung steht. Um das an einem Beispiel aufzuzeigen: Die Contras töteten die Tochter eines Laienpredigers, der vor den Wahlen der Gemeinde eine Liste vorgelesen hatte, in der alle politischen Parteien Nicaraguas verzeichnet waren. Er las sie ihnen vor, um sie zu informieren. Für die Contras ist das Politik und daher töteten sie seine Tochter und verfolgten ihn. Er mußte fliehen und seine Frau und seine Tiere zurücklassen. Das ist grenzenlose Ungerechtigkeit und Grausamkeit ohne Maßen.

Mich verhörten sie in der Kapelle und ich wußte, daß sie auf den Priester warteten. Ich sagte ihnen, daß der Priester nicht kommen würde und sie beschuldigten mich der Lüge. Nachdem sie versichert hatten, daß sie gute Menschen wären, und daß niemand etwas von ihnen zu befürchten hätte, weil sie nichts schlechtes täten, und das es die Sandinisten wären, die alles Schlechte täten, gingen sie. Am folgenden Tag kamen weitere Contras und sie entführten den Mann und die Frau. Ich protestierte und sagte: 'Dann ist also alles Lüge, was uns gestern Abend erzählt wurde'. Die Situation war gespannt, aber schließlich nahmen sie die beiden doch mit. Das war sehr hart für mich. Später nahmen sie auch die Katechetin mit. Ich ging weiter und missionierte, so gut ich konnte.

Am letzten Tag dieser Pastoralreise hielten sie mich ein weiteres Mal fest. Ich war mit anderen Leuten unterwegs, und sie nahmen alle fest. Sie führten uns zu einem Haus und der Anführer, der eine höhere Position innezuhaben schien als die, denen ich vorher begegnet war, verhörte mich vier Stunden lang. Es schien mir, daß sie einen Überfall auf eine andere Kooperative von Campesinos vorhatten und verhindern wollten, daß Leute von diesem Ort zu dem anderen gelangten. Sie überlegten, ob sie mich gehen lassen oder festhalten sollten. Sie hielten mich die ganze Nacht fest. Auf diese Weise konnte ich mit eigenen Augen sehen und von ihnen selbst hören, daß sie alles, was sie besaßen, aus den USA erhielten. Sie sprachen von 'Dona Reagan'; sie sagen nicht 'Ronald' sondern 'Dona', weil er ihnen Geschenke (donar = schenken) macht, er ihnen alles gibt. An diesem Tag hatten sie viele Sachen bekommen. Ich sah die Bündel aus dem Flugzeug fallen, das aus Honduras kam. Sie bekamen Zigarren, Streichhölzer, Batterien, Funkgeräte. Ich sah Prospekte mit den Gebrauchsanweisungen für die Sender, sie kamen aus den USA. Und es schien mir, daß sie an diesem Tag auch eine Million Cordoba bekamen. Sie erwarteten noch Stiefel und Uniformen. Ich sah, daß sie Gürtel mit der Aufschrift 'USA' trugen. Und es war interessant, daß sie mir am Abend Essen auf einem Teller brachten, den ich als eine Art Spezialteller erkannte,

den mein Vater auch hatte. Er kann als Pfanne und als Teller benutzt werden und er ist verschleißbar. Ich erkannte, daß er aus der US-Armee stammt. Und der Anführer sagte mir, daß sie alles aus den USA bekämen.

Am darauffolgenden Tag ließen sie mich frei. Sie sahen, daß ich ihrem Ruf mehr schaden könnte, wenn sie mich festhielten, als wenn sie mich gehen ließen, denn alle wußten, daß ich zu dem Dorf, zu der Kapelle, unterwegs war. Diejenigen, die mit mir festgehalten worden waren, wurden Tage später freigelassen. Ich muß mit Nachdruck darauf hinweisen, daß sie ernsthaft bedroht sind, vor allem die Familie Valentina und Nicolás Cano Obando, sowie auch die junge Frau, die Katechetin Salvadora. Ich habe große Angst um diese Familie und um die junge Frau. Ich habe Angst, daß sie wieder entführt werden könnten und was ihnen dabei passieren könnte.“

„ICH MÖCHTE MEINE STIMME ZU DEM
NORDAMERIKANISCHEN VOLK ERHEBEN, DAS DIE WAHRHEIT
NICHT GLAUBEN WILL“

„Wenn man diese Dinge jeden Tag sieht und mitmacht, dann erscheint es mir wie eine unmenschliche und unmoralische Spöttei, wenn Reagan die Contras 'Freiheitskämpfer' nennt. Unmenschlich und unmoralisch erscheinen mir die Hilfe und die Unterstützung, die ihnen gegeben wird. Dieser Kampf kann durch nichts gerechtfertigt werden, weil die Ärmsten des Volkes und die Unschuldigen getötet und vernichtet werden. Ich möchte, daß die Stimme der Wahrheit in den USA gehört wird, von den Verantwortlichen dieser Politik und vom amerikanischen Volk, die Stimme der Wahrheit über das, was hier passiert. Aber ich fühle mich ohnmächtig, denn ich sehe, daß sie die Wahrheit nicht erfahren, sie wollen sie nicht sehen und sie wollen sie nicht glauben. Erst gestern sprach eine Schwester meines Ordens, die mit mir in Siuna arbeitet, mit ihrer Mutter am Telefon. Sie konnte ihre eigene Mutter nicht überzeugen. Die Mutter sagt, daß die Sandinisten Kommunisten seien, daß sie schrecklich sind, daß mit ihnen Schluß gemacht werden muß. Und sie sagt, daß das, was ihre eigene Tochter sagt, die in Nicaragua lebt, Lüge ist. Blindlings glaubt sie alles, was die nordamerikanische offizielle Politik verbreitet. Es ist enttäuschend, daß so etwas passieren kann. Die Tochter sagt ihr: 'Aber Mutter, ich lebe hier und ich sehe doch, was hier passiert, ich kenne die Sandinisten und sie sind nicht so, wie du sagst. Die Dinge liegen nicht so, wie sie euch in den USA geschildert werden.' Das passiert vielen Nordamerikanern hier. Sie wollen die Wahrheit nicht wissen. Sie schließen die Augen und Ohren vor der Wahrheit und ziehen es vor, den Lügen zu glauben. Darin steckt viel Egoismus und Fanatismus. Ich fühle mich ohnmächtig, weil ich die Wahrheit nicht sichtbar machen kann, damit sie durch die Wahrheit erkennen, daß Lügen erfunden und in die Welt gesetzt werden.

Für mich ist es eindeutig, daß die Politik der USA gegenüber Nicaragua, die Politik der Hilfe und der Unterstützung für die Contra, völlig unmoralisch ist.

Sie ist unmoralisch, weil unschuldige Menschen getötet werden. Sie zerstört ein Lebensprojekt, das dem Wohl des armen Volkes dient.

Für mich war es eine intensive religiöse Erfahrung, hier zu leben und inmitten dieses Volkes die Bibel zu lesen. Denn ich sehe, daß dieses Volk auf der gleichen Wanderung oder der gleichen Pilgerreise auf der Suche nach der Freiheit ist, wie das Volk Israel; daß Geld eingesetzt wird, um unschuldiges Leben zu töten und die Hoffnung einer Gesellschaft zu zerstören, die viel gerechter ist als alles, was das nicaraguanische Volk in seiner bisherigen Geschichte jemals kennengelernt hat, das ist unmoralisch. Das, was hier geschieht, ist unmoralisch. Außerdem ist die Politik der USA gegenüber Nicaragua und die Unterstützung der Contra ein großer Irrtum. Sie sind wie besessen von einer Hexenjagd, einer Jagd auf Hexen, die es hier gar nicht gibt. Dem Kommunismus, den es hier angeblich geben soll, sind wir noch nicht begegnet, es gibt ihn hier nicht. Alles ist eine Erfindung aus Furcht davor, daß die USA Interessen aufgibt entsprechend jener Doktrin der nationalen Sicherheit; und die ist unmoralisch, sie ist Sünde. Denn bestimmte Interessen einiger weniger werden den gerechten Ansprüchen der großen Mehrheit und der ganzer Völker aufgezwungen, indem Unschuldige getötet und das Lebensprojekt eines Volkes zerstört wird, das ein Recht darauf hat, über seine Geschichte selbst zu bestimmen und in Frieden zu leben. Sie zerstören es und töten es, nicht für das, was es tut, sondern einzig und allein, weil die USA bestimmen wollen, was es tun und lassen soll. Sie können sich nicht auf Tatsachen berufen, sie stützen sich auf Vorspiegelungen falscher Tatsachen, auf Lügen und wahnsinnige Ideen, sie sind nur auf ihren Vorteil bedacht. Sie haben kein Recht, so etwas zu tun. Das ist nicht gerecht. Aber ich weiß nicht, wie man ihnen das verständlich machen kann, denn es scheint, daß das nordamerikanische Volk in seiner Mehrheit nicht verstehen will. Sie hören nicht zu. Es kümmert sie nicht, was hier wirklich passiert. Hier wird mir klar, daß es einen Egoismus, einen Individualismus, eine Blindheit und einige Interessen gibt, die sündhaft sind. Sie müssen sich ändern. Sie müssen umkehren. Das kann nicht so weitergehen.

Wir, die US-Bürger hier in Nicaragua, sind zu der Überzeugung gekommen, daß die nordamerikanische Regierung viele falsche Informationen erhält, die sie für wahr ansieht, z.B. all das, was der Sender der Contra '15. September' ausstrahlt. Wir haben Nachrichten über Vorfälle gehört, die in unserer Region stattgefunden haben, die vollkommen unwahr sind. Wir haben u.a. gehört, daß ihre Streitkräfte bei einem Kampf auf zahlreiche Cubaner und Sowjets gestoßen seien, die sie in die Flucht geschlagen hätten. Das Militär, das dort war, war das einheimische Heer, alles Nicaraguaner, und die lachten, als sie diese infame Lüge hörten. Sie sagten: 'Da schau, jetzt sind wir alle Cubaner und Sowjets'.

Ein anderer Vorfall: Wir haben ein Bildungszentrum für Campesinos. Eines Nachts gab es einen Feuerüberfall. Eine Bande von Contras griff vierzig Minuten lang an. Es gab ein Feuergefecht und sie flohen. Mehr war dort nicht vorgefallen. Es gab weder Verletzte noch Tote. Wir hörten die Nachrichten des '15. September', in denen gesagt wurde, daß sie 80 sandinistische Soldaten

getötet hätten, sie an die Schule Feuer gelegt hätten und sie abgebrannt sei. Aber nichts von alledem stimmt. Die Schule blieb unbeschädigt, und es waren 45 Campesinos dort, niemand wurde verletzt.

Diese und andere Nachrichten, die ebenso falsch sind, sind der Nährboden für die Politik Reagans. Das ist unmoralisch. Wir können nicht zulassen, daß das so weitergeht.

Die Hilfe für die Contra ist unmoralisch, sie ist Sünde. Es muß ins Bewußtsein gebracht werden, daß das, was sie tun, das Töten Unschuldiger ist. Sie töten die Ärmsten. In diesem Krieg hat die Contra weder den Wunsch noch die Möglichkeit, große Militärbasen anzugreifen, weil es sie nicht gibt. Wir sehen, daß es sie nicht gibt. Die Contra kämpft gegen unschuldige Menschen, gegen Bauern, gegen Kinder, gegen Bauern, die sich nicht verteidigen können. Wir haben die Berichte von 36 Campesinos gehört, die im August entführt worden waren. Am 24. Dezember konnten sie entkommen. Sie verliefen sich und irrten bis zum 1. Februar in den Bergen umher, sogar eine Frau war dabei, die in den Bergen einem Kind das Leben schenkte. Sie mußte ihr einjähriges Kind entkleiden, um dem Neugeborenen etwas anziehen zu können. Diese Leute haben sehr gelitten. Sie wurden gezwungen, Felder anzulegen, um die Contras zu versorgen. All dies und der Tod von Unschuldigen wird sich durch die Unterstützung für die Contra fortsetzen.

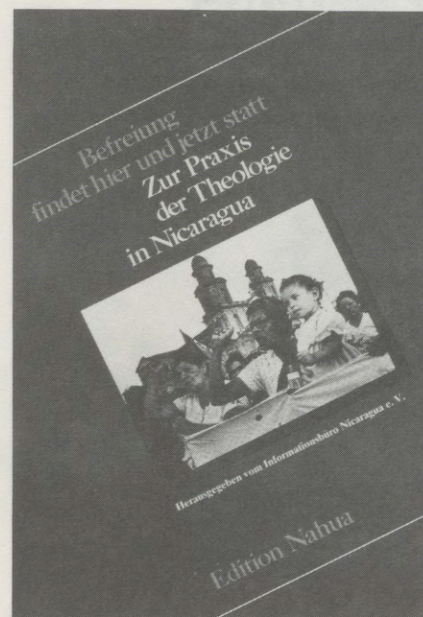
Wir Nordamerikaner sind die Hauptverantwortlichen für dieses Geschehen. Dafür werden wir verantwortlich gemacht werden. Wenn wir an ein Leben nach dem Tode glauben, werden viele dafür zu zahlen haben.“



Dieses Buch widme ich allen unschuldig Ermordeten, den Enthaupteten und denen, die auf andere scheußliche Weise umgebracht wurden. Ich widme es den geschändeten Frauen, den Kindern, die zu Waisen wurden, den nach Honduras verschleppten Männern, die getäuscht oder mit Gewalt gezwungen wurden und den Campesinos, die in ihren Kooperativen angegriffen wurden. Ich widme diese Chronik allen, die mir von den Geschehnissen berichtet haben und auch denen, die mir aus Furcht oder sonstigen Gründen nicht berichtet haben, weil ihrer zu viele sind und ihr Schmerz unermesslich ist.

Teófilo Cabestrero

Foto auf Seite 144/145: Kinder auf der Flucht bei einem Contraangriff auf Jalapa im Norden des Regierungsbezirks Nueva Segovia (Region I). Jalapa liegt etwa 10 km von der honduranischen Grenze entfernt.

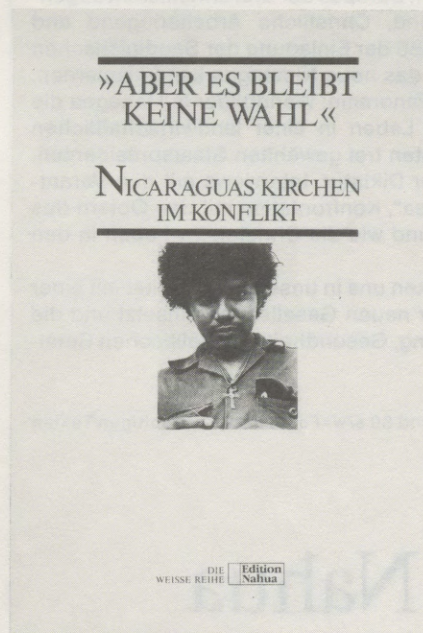


Befreiung findet hier und jetzt statt Zur Praxis der Theologie in Nicaragua

Herausgegeben vom Informationsbüro Nicaragua e.V., 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. DM 14,00

»Wer den inneren Prozeß im neuen Nicaragua verstehen will, der findet in diesem Buch eine Reihe von interessanten Dokumenten. Das innere Leben der Basisgemeinden kommt in ausgewählten Texten zu Wort. Vor allem tritt die Bedrohung von außen, besonders durch militärische und ökonomische Aktivitäten der USA, als Hauptproblem heraus; die Gefährdung dieses ersten Versuchs, »Praxis der Befreiungstheologie« in einem befreiten Land zu leben, wird bedrückend deutlich. Im ganzen: ein überaus aufschlußreiches Buch.«

Junge Kirche



Eberhard Löschke (Red.)

»Aber es bleibt keine Wahl« Nicaraguas Kirchen im Konflikt

Herausgegeben von: Informationsbüro Nicaragua e.V., Christliche Initiative Romero e.V., Christliche Initiative Mittelamerika e.V., Ökumenische Initiative »Frieden und Gerechtigkeit für Mittelamerika.«

88 Seiten mit Fotos. DM 10,00

Edition Nahua

5600 Wuppertal 1, Postfach 10 13 20

NICARAGUA LIBRE



CENTRO AMERICA

Dieser wunderschöne Bildband widerspiegelt die Reiseindrücke einer Gruppe von 24 jungen Menschen aus acht Ländern Europas der drei christlichen Jugendorganisationen (Katholische Landjugend, Christliche Arbeiterjugend und Katholische Studierende Jugend), die 1985 der Einladung der Sandinistischen Jugend nach Nicaragua gefolgt war, um das neue Nicaragua kennenzulernen.

Bilder und Texte zeichnen ein breites Panorama: Wandbilder in Managua die an die neue Geschichte erinnern, das Leben in einer landwirtschaftlichen Kooperative, die Amtseinführung des ersten frei gewählten Staatspräsidenten, offener Strafvollzug für Unrechtstäter der Diktatur, Interviews mit den Verantwortlichen von „Barricada“ und „La Prensa“, Konfrontation mit den Opfern des Contrakrieges, die Situation der Kirche und wie die Christen ihr Leben in den Gemeinden gestalten.

„Die Erfahrungen unserer Reise bestärken uns in unserer Solidarität mit einer Revolution, die sich für den Aufbau einer neuen Gesellschaft einsetzt und die eine gerechte Verteilung der Güter, Bildung, Gesundheit und politischen Beteiligung des Volkes zum Ziel hat.“

Format 21 x 27 cm (Großband), 48 Seiten mit rund 80 s/w-Fotos und 3-sprachigen Texten (dt., span., engl.), etwa DM 16,80

Edition Nahua

DIE
WEISSE REIHE

Edition
Nahua

ÜBERSICHT:

»...ABER ES BLEIBT KEINE WAHL«
NICARAGUAS KIRCHEN IM KONFLIKT

GÜNTHER WEBER

DIE TROTZIGEN MÜHEN UM DIE FREIHEIT
NICARAGUAS BAUERN KÄMPFEN UM IHR LAND

EL SALVADOR 1985
KRIEG UND DIALOG

BERT STREBE

ZWEIßHUNDERT JAHRE SANDINISTISCHE REVOLUTION
IN NICARAGUA
SOLIDARISCHE ZWISCHENBILANZ

ANDINISMUS UND ARBEITERINTERESSEN
GEWERKSCHAFTEN UND KLEINBAUERN
VERBAND IN NICARAGUA

GEMEINSAM WERDEN WIR SIEGEN!
ARBEITSBRIGADEN IN NICARAGUA

ALLE BROSCHÜREN ZWISCHEN ETWA 60 UND 100 SEITEN
MIT FOTOS, KARTEN UND BASISDATEN.
PREISE ZWISCHEN DM 6,00 UND DM 10,00

DIE REIHE WIRD FORTGESETZT
BITTE FORDERN SIE UNSER GESAMTVERZEICHNIS AN

Edition Nahua